

clv

Eckart zur Nieden

Der kleine Großherzog

clv

Christliche Literatur-Verbreitung e.V.
Postfach 11 01 35 · 33661 Bielefeld

1. Auflage 2014 (CLV)
(früher erschienen im Verlag SCM R. Brockhaus)

© 2014 by CLV
Christliche Literatur-Verbreitung
Postfach 11 01 35 · 33661 Bielefeld
Internet: www.clv.de

Satz: CLV
Umschlag: typtop, Andreas Fett, Meinerzhagen
Druck und Bindung: CPI – Ebner & Spiegel, Ulm

Bestell-Nr. 256.154
ISBN 978-3-86699-154-5

Inhalt

Wie der kleine Großherzog die Freude verbieten wollte	7
Wie der kleine Großherzog einen Sklaven kaufte	15
Wie der kleine Großherzog seinen Wert erhöhen wollte	24
Wie der kleine Großherzog einer armen Fischerwitwe half	33
Wie der kleine Großherzog einer leeren Gewohnheit neuen Sinn gab	41
Wie der kleine Großherzog geduldig werden musste	49
Wie der kleine Großherzog fast entführt worden wäre	59
Wie der kleine Großherzog das Danken lernte	69
Wie der kleine Großherzog sich im Wald verirrte	78
Wie der kleine Großherzog sich beschenken lassen musste	87
Wie der kleine Großherzog einen Spiegelsaal einrichten ließ	98

Wie der kleine Großherzog die Wahrheit nicht wahrhaben wollte	107
Wie der kleine Großherzog einen geheimnisvollen Kasten bekam	117
Wie der kleine Großherzog einen Drachen besiegte, den es gar nicht gab	126
Wie der kleine Großherzog sein Schiff zweimal bezahlen musste	136
Wie der kleine Großherzog mit einem Tiger kämpfte	145

————— *Wie der kleine Großherzog
die Freude verbieten wollte* —————

Hier lernst du den kleinen Großherzog und die anderen wichtigen Personen in seinem Schloss kennen. Und du siehst, dass es die größte Freude ist, wenn man anderen eine Freude macht.

Vor vielen, vielen Jahren regierte auf der Insel Sabataba ein Großherzog. Zwar trug er diesen würdevollen Titel, aber er war klein von Gestalt. Es schmerzte ihn, dass er kleiner war als die meisten seiner Untertanen. Darum durfte er nie erfahren, dass ihn alle Menschen auf der Insel nur den »kleinen Großherzog« nannten.

Nun ist, wie jedermann weiß, das Regieren ein schwieriges Geschäft. Darum hatte der kleine Großherzog zwei Minister, die ihm dabei halfen. Leider war der eine, Baron von Raffini, kein guter Mensch. Klug war er. Aber alles Liebe war ihm zuwider; das Böse förderte er nach Kräften, jedenfalls wenn es nicht auffiel. Und so hatte er schon manchen Schaden angerichtet. Glücklicherweise gab es da noch den Professor Pfiffikus. Das war ein weit gereister und gebildeter, dazu aber auch liebenswürdiger älterer Herr, der mit seinem klugen Rat am Hof unentbehrlich geworden war.

Wenn sich der kleine Großherzog nicht entscheiden konnte, was öfter vorkam, ob er dem Rat des Barons von Raffini oder lieber dem von Professor Pfiffikus fol-

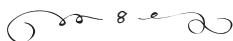
gen sollte, dann fragte er gern seine fast erwachsene Tochter, Constanze Dorothea Sybille Erbprinzessin von Sabataba.

Das hätte er sich freilich sparen können. Eigentlich stand schon von vornherein fest, dass die hübsche junge Prinzessin immer auf der Seite des Professors stand, weil sie wie er ein gutes Herz hatte.

So regierte also der Großherzog von Sabataba viele Jahre vor sich hin – oder er wurde regiert von seiner Tochter und den Ministern. Das merkte er aber kaum, und wenn er es merkte, war es ihm recht, denn er war – aber was soll ich ihn lange beschreiben! Folgt mir doch einfach in das großherzogliche Schloss, dann werdet ihr ihn selbst kennenlernen!

Wir gehen also durch das große schmiedeeiserne Tor, grüßen die Schildwache rechts und links, schreiten über den weiten Platz ... Nein, nein, ihr braucht nicht zu fürchten, dass die Wache uns aufhält. Sie sieht uns gar nicht! Wir sind ja nur in Gedanken da und darum völlig unsichtbar.

An den zwei steinernen Löwen vorbei steigen wir ein paar Stufen hinauf und betreten die weite Eingangshalle. Rechts und links führen gewundene Treppen nach oben, gestützt von Säulen aus Marmor. Das Geländer besteht aus Hunderten von Figuren, in Stein gemeißelt; die Stufen sind mit dicken Teppichen belegt. Bunte Bilder sind auf die Wände gemalt, die Farben leuchten in dem Sonnenlicht, das durch das gläserne Dachgewölbe hereinfällt.



Oben betreten wir leise den Thronsaal. Der sieht noch prächtiger aus als das Treppenhaus, mit viel Blau und Gold, mit Seidentapeten an den Wänden, einer prächtig bemalten Decke und viel gegliederten hohen Fenstern.

An einem dieser Fenster steht gerade der kleine Großherzog und schaut hinunter in den Schlosspark. Er beobachtet schon eine Weile ein Liebespaar, das Arm in Arm über die Kieswege geht, sich auf eine Bank setzt, sich küsst und dann fröhlich um den Springbrunnen tanzt.

»Ärgerlich!«, sagt der kleine Großherzog. »Es ist wirklich unerhört! Und zutiefst ärgerlich!«

Baron von Raffini tritt heran und fragt: »Darf ich Hoheit fragen, was Hoheit so ärgert, Hoheit?«

»Dieses Glück! Schrecklich!«

»Aber Hoheit«, lässt sich Professor Pfiffikus von seinem Schreibtisch in einer Ecke des Saales vernehmen, »Glück ist doch nicht schrecklich!«

Der Großherzog spricht, ohne sich umzuwenden: »Ihr sollt mir nicht widersprechen, Professor! Doch, Glück ist etwas Furchtbares!«

»Verzeihung, ich verstehe nicht ...«

Der hohe Herr murmelt die Erklärung nur halblaut in seinen Hermelinkragen: »Wenn es die anderen haben, dann ist Glück immer furchtbar.«

»Ach, so meinen Hoheit das ...«

»Ich bin Großherzog«, sagt der Großherzog, »aber ich muss dauernd regieren und mich mit Problemen beschäftigen. Und meine Untertanen gehen da unten

spazieren und sind glücklich! Das ist unerhört! Das ist einfach ...«

Baron von Raffini wittert eine Gelegenheit, Schaden anzurichten. »Da haben Hoheit ganz recht«, bestätigt er mit so heftigem Kopfnicken, dass sein schwarzer, spitzer Kinnbart auf und ab wippt. »Völlig recht. Ein Großherzog kann schließlich erwarten, auch der glücklichste Mensch in seinem ganzen Land zu sein.«

»Das will ich meinen!«, knurrt der kleine Großherzog. »Es geht nicht an, dass irgendwelche hergelaufenen Bürger glücklicher sind als ich!«

Professor Pfiffikus wagt nicht zu widersprechen. »Wenn Hoheit meinen ... aber was ist da zu tun?«

Sein Gebieter wendet sich nun doch um. »Das frage ich Euch! Wozu seid Ihr meine Berater?«

»Ich hätte da eine Idee ...«, meint Baron von Raffini und kratzt sich hinterm Ohr.

Pfiffikus hält nicht viel von Raffinis Ideen und möchte am liebsten, dass der sie gar nicht ausspricht. Schnell sagt er: »Sollen wir der Wache sagen, sie soll das Liebespaar aus dem Schlosspark vertreiben?«

Der kleine Großherzog schüttelt den Kopf. »Dann sind sie anderswo glücklich. Das nützt mir auch nichts.«

Raffini grinst: »Wenn Hoheit erlauben – meine Idee ist viel besser.«

»Dann lasst schon hören, Baron von Raffini!«

»Hoheit müssen das Glück verbieten! Hoheit könnten ein Gesetz erlassen, das jedem Untertan verbietet, glücklich zu sein.«

Das Gesicht unter der Krone strahlt. »Und wer sich trotzdem freut, der kommt in den Kerker! Großartige Idee! Hervorragend! Geradezu eines Großherzogs würdig! Schreiber!«

Ein Diener mit einer langen Schreibfeder, einem Tintenfass und einer Staffelei mit Papierbogen kommt eilfertig angelaufen. »Hier bin ich, Hoheit! Ganz zu Diensten, Hoheit!«

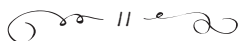
»Schreibe!«, befiehlt der kleine Großherzog, legt die Hände hinter dem Rücken zusammen und geht im Saal auf und ab, während er diktiert: »Ich, der Großherzog von Sabataba, erlasse folgendes Gesetz: In meinem ganzen Reich ist es von heute an strengstens verboten, von Herzen glücklich zu sein. Ferner ordne ich an, dass jeder, der bei einem anderen Zeichen des Glücks beobachtet, dies unverzüglich der Polizei meldet. Wer lachend, scherzend, strahlend, schmunzelnd oder fröhliche Lieder singend angetroffen wird, wird mit schwerer Kerkerhaft bestraft. Gegeben auf dem großherzoglichen Schloss im Juli des 22. Regierungsjahres des Großherzogs.«

Die Feder des Schreibers kratzt in Windeseile über das Papier.

»... des Großherzogs«, murmelt er dazu. »Fertig!«

»Und nun schnell die Unterschrift, Hoheit«, drängt Raffini.

In dem Augenblick kommt aber laut weinend die Prinzessin herein. Professor Pfiffikus hat sie schnell geholt und ihr das Nötigste in Eile berichtet, weil er sich nicht anders zu helfen wusste.



»Guten ... guten Tag, Herr Vater!«, schluchzt sie.
»Ach nein, ich meine natürlich: schlechten Tag!«

»Mein liebes Töchterlein, schön, dass du mich besuchst. Aber warum weinst du denn?«

»Ich bin deinem Befehl gehorsam. Du hast doch das Glück verboten, wie ich höre.«

»Noch nicht. Ich habe das Gesetz diktiert und will es eben unterschreiben.«

»Na gut«, sagt die Prinzessin und hört sofort mit ihrem herzerreißenden Weinen auf, »dann warte ich noch so lange mit der Traurigkeit, bis das Gesetz gültig ist.«

»Aber mein liebes Kind«, sagt der Großherzog gütig lächelnd, »für dich gilt das Gesetz doch nicht!«

»Warum nicht?«

»Hm – na ja – äh – vielleicht muss ich da noch eine Ausnahmeregelung reinschreiben ...«

»O ja, lieber Herr Vater, tu das!«, strahlt die Prinzessin. »Damit wir glücklich sein können. Und schreibe auch gleich eine Ausnahme für meine Freunde. Denn allein kann man sich ja nicht freuen. Und für alle Leute im Schloss. Denn du willst doch sicher nicht dauernd von missmutigen Menschen umgeben sein. Und für alle, die arbeiten, denn mit Freude arbeitet man viel besser. Und für alle, die lieben und geliebt werden, denn denen kann man das Glück sowieso nicht verbieten. Und für alle ...«

»Aber Kind!«, unterbricht der Vater. »Das geht doch nicht! So viele Ausnahmen – dann hat das Gesetz ja gar keinen Sinn mehr!«

»Hat es denn überhaupt einen?«

»Natürlich! Ich will, dass niemand glücklicher ist als ich.«

Sanft sagt die Prinzessin – und sie legt dabei die Hand auf den Arm ihres Vaters: »Meinst du, durch das Gesetz würdest du glücklich? Bestimmt nicht! Denn wer andere unglücklich macht, wird es selbst. Wer aber andere glücklich macht, der wird auch selbst glücklich.«

Professor Pfiffikus verstärkt gleich den Eindruck dieser Worte: »Am besten, Hoheit laden das Liebespaar aus dem Park ein, seine Hochzeit im Palast zu feiern.«

»Hm. Meint Ihr wirklich, Professor?«, brummt der Großherzog. Man hört aber seiner Stimme an, dass er schon fast überzeugt ist.

Die Prinzessin nickt. »Eine ausgezeichnete Idee, lieber Herr Vater! Du wirst sehen, das macht dich glücklicher als dein Gesetz!«

»Na, wenn du meinst ... Wache! Hol mir das Liebespaar aus dem Park herein!«

Baron von Raffini wendet sich schnell ab, damit niemand seinen Ärger bemerkt.

»Zerreiß das!«, sagt der Großherzog zu dem Schreiber. »Und lass uns allein.« Unter vielen Verbeugungen zieht sich der zurück.

Kaum ist er draußen, schiebt die Wache zwei junge Leute herein. Der junge Mann schlottert vor Angst, seine Freundin blickt mit feuchten Augen zu Boden.

»Ho ... Ho ... Hoheit«, stottert der jugendliche Liebhaber, »wir ha ... haben nichts Böses getan. Wenn wir gewusst hätten, dass wir nicht in den Park dürfen,

wären wir natürlich draußen geblieben. Ich bitte untertänigst um Nachsicht, gnädige Hoheit.«

»Ach was, ich hab doch nichts dagegen, wenn ihr um meinen Springbrunnen tanzt!«

»Habt Ihr uns nicht herbringen lassen, um uns zu bestrafen?«

»Bestrafen?«, fragt der Großherzog verwundert. »Im Gegenteil, ich will euch ein Angebot machen. Wollt ihr denn bald heiraten?«

»Ja, sehr gerne«, sagt der junge Mann und strahlt seine Freundin glücklich an. Dann aber blickt er wieder traurig zu seinem Herrscher. »Wir müssen nur noch sparen, um die Hochzeitsfeier ausrichten zu können.«

Der Großherzog lächelt gütig. »Feiert doch hier bei uns! Mein Haushofmeister kümmert sich um alles. Bezahlen müsst ihr nichts.«

»Das ... das ... Ihr scherzt, Hoheit!«

»Nein, nein! Ich gebe zu, dass ich gern mal einen Scherz mache. Aber in diesem Fall ist es mein voller Ernst!«

»Unser fröhlicher Ernst!«, bestätigt die Prinzessin.

Während der junge Mann überglücklich Dankesworte stammelt, es schließlich aufgibt und seine Freundin in die Arme schließt, blinzelt der kleine Großherzog fröhlich seinen Zweiten Minister an. »Ich glaube, Professor, das war ein guter Rat!«

Und zu seiner Tochter gewandt fügt er hinzu: »Ich fühle mich schon viel glücklicher als vorhin.«

Wie der kleine Großherzog einen Sklaven kaufte

Es gab einmal eine böse Zeit, wo reiche und mächtige Leute sich andere Menschen kaufen konnten. Sie gehörten ihnen dann wie ein Ding. Das will Gott nicht. Er hat jeden Menschen frei geschaffen. Einen aber gibt es, dem wir gehören, denn er hat uns geschaffen: Gott. Ihm freiwillig zu dienen, macht uns frei und froh.

Eines Tages wird dem kleinen Großherzog gemeldet, ein riesiges Segelschiff sei im Hafen von Sabataba eingetroffen, beladen mit vielen interessanten und wertvollen Dingen aus fernen Ländern.

Nun muss man wissen, dass der kleine Großherzog sich schon immer für Segelschiffe interessiert hat. Schon als kleiner Junge hat er Modelle aus Kiefernrinde geschnitzt und auf dem Schlossteich schwimmen lassen. Und manchmal bedauert er, dass er nicht Kapitän werden konnte, weil er nun mal Großherzog ist und regieren muss.

Der kleine Großherzog gibt sofort den Befehl, seine Kutsche anzuspannen, lädt die Prinzessin und seine beiden Minister ein, ihn zu begleiten, und lässt sich zum Hafen fahren.

Da liegt es, das große Schiff, an der Kaimauer festgemacht. Seine Masten ragen höher in den Himmel als die Dächer der Lagerhäuser. Seeleute schleppen Säcke

und Kisten über schmale Bretter, die von der Bordwand ans Ufer führen.

Der kleine Großherzog steigt aus. Die Menschen, die ihn sehen, verbeugen sich ehrfürchtig, die Karren machen einen Bogen um ihn herum, um ihn nicht zu belästigen oder gar mit Dreck zu bespritzen. Nur die Möwen nehmen auf den vornehmen Hafenesucher keine Rücksicht, sondern kreischen frech weiter. Und auch der aufdringliche Geruch nach Fisch, Teer und fauligem Wasser weicht nicht.

Das alles aber bemerkt der kleine Großherzog nicht. Er hat nur Augen für das stolze Schiff, und insgeheim beschließt er: So ein Schiff will er sich auch einmal bauen.

Da tritt der Kapitän auf ihn zu und verbeugt sich. »Es wäre mir eine Ehre, Hoheit, wenn ich Euch einladen dürfte, einmal an Bord meines Seglers zu kommen. Ich könnte Hoheit viele Waren aus fernen Ländern zum Kauf anbieten.«

»O ja, die Einladung nehme ich gerne an, Kapitän!«, antwortet der Großherzog. Er folgt ihm und balanciert über eins der Bretter an Bord. Die Prinzessin kommt hinterher. Da sie auf dem schmalen Brett ein bisschen Angst hat, muss der Professor sie an der Hand halten. Der Professor hat zwar auch Angst, aber er achtet darauf, dass niemand es merkt.

»Großherzogliche Hoheit wollen geruhen, hier auf dem Achterdeck Platz zu nehmen«, sagt der Kapitän und geleitet seinen Gast zum hinteren Teil des Schiffes. Es ist etwas erhöht, und man erreicht es über eine höl-

zerne Treppe. Dort lässt sich der kleine Großherzog auf einer Bank nieder.

Auf einen Wink des Kapitäns bringen Seeleute allerhand Gegenstände herbei.

»Wenn Hoheit geruhen wollen, einmal diese prächtige Seide aus China zu bewundern.«

»Seide? Das ist doch der Stoff, den so Raupen machen, nicht?«

»Jawohl, Hoheit. Leicht und luftig und doch fest. Der edelste ...«

»Brauchen wir so was, Professor?«

Professor Pfiffikus, der Zweite Minister, schüttelt den Kopf. »Nein, Hoheit, unsere Weber machen so gute Stoffe! Da können wir unser Geld sinnvoller verwenden.«

»Ihr habt es gehört, Kapitän. Was habt Ihr sonst noch?«

Der Kapitän öffnet einen Kistendeckel. »Wunderbare Pelze aus Sibirien, Hoheit. Seht diese weichen, anschmiegsamen Pelze in herrlichen Farben ...«

»Nein, nein«, winkt der kleine Großherzog ab. »Mein Hermelinkragen an meinem Purpurmantel reicht. Und meine Untertanen brauchen überhaupt keine Pelze. So kalt wird es bei uns nicht. Habt Ihr sonst noch was?«

Der Kapitän ist zwar etwas enttäuscht, dass er weder Seide noch Pelze verkaufen kann, aber nun strahlt er trotzdem: »Einen Sklaven habe ich, Hoheit! Frische Ware aus Afrika.«

»Einen Sklaven? Was ist denn das für ein Ding?«

»Kein Ding, Hoheit, sondern ein Mensch.«

Der Großherzog winkt ab. »Menschen brauche ich nicht. Ich habe in meinem Reich genug davon.«

»Aber das sind nur Eure Untertanen, Hoheit, keine Sklaven!«

Da wendet sich der Großherzog zurück und winkt dem Professor Pfiffikus. Der bückt sich und hält das Ohr an seines Herrschers Mund, sodass der flüstern kann: »Sagt mal, Professor, was ist denn da der Unterschied?«

Pfiffikus flüstert zurück: »Ein Sklave gehört seinem Besitzer. Der kann mit ihm machen, was er will.«

»Aber gehören mir meine Untertanen denn nicht?«

»Nein, Hoheit, Eure Untertanen werden nur von Euch regiert. Aber sonst sind sie freie Menschen, die auch Rechte haben.«

»Hm. Das ist ja wirklich kompliziert. Hm.« Dann sagt er laut: »Ach, Herr Kapitän, zeigt mir doch mal Euren Sklaven!«

Der Kapitän winkt, und da kommt auch schon ein Mann die Treppe herauf. Bei seinem Anblick wendet sich der Großherzog wieder zu seinem Minister: »Ach du Schreck, der ist ja ganz schwarz! Hätte der sich nicht mal waschen können?«

»Der ist von Natur so, Hoheit. Er kommt aus Afrika.«

»So«, sagt der Großherzog zu dem Sklaven, »du kommst also aus Afrika.«

»Ja«, sagt der schwarze Mann. Man hört, dass er diese Sprache nicht von Kindheit auf gelernt hat. »Männer kommen in Dorf und nehmen mit. Mich verkaufen.«

»Ach, jemand hat dich einfach geraubt? Aber so was ist ungehörig!«

»Menschen mich viel schlagen. Sehr böse.«

In diesem Augenblick kommt die Prinzessin die Treppe herauf. Sie hat sich inzwischen das ganze Schiff angeguckt.

»Lieber Herr Vater, ich höre gerade, du willst einen Sklaven kaufen. Tue das nicht, bitte! Sklaverei ist schrecklich!«, ruft sie entsetzt.

Aber der Kapitän möchte gern ein Geschäft machen und sagt: »Mit Verlaub, Hoheit, in anderen Ländern haben alle Könige und Fürsten Sklaven!«

»Auch die Großherzöge?«, fragt der Großherzog.

»Die erst recht. Das gehört bei denen zum Lebensstandard!«

Aber die Prinzessin lässt nicht locker: »Bitte, kaufe ihn nicht, mein lieber Herr Vater! Er tut mir so leid!«

Da spricht auf einmal der Sklave: »Darf ich auch mal sagen, großer Herr Zog ...«

»Ich bin der Großherzog von Sabataba und erlaube dir zu sprechen.«

Der Sklave fällt auf die Knie und fleht: »Bitte, kaufe mich, Herr Großherzog!«

Alle gucken erstaunt. Professor Pfiffikus fragt: »Wieso willst du denn unbedingt gekauft werden?«

»Ich bin viel geschlagen. Und Hunger und Durst. Und eingesperrt in finster Loch. Kann gar nicht sein schlechter, wenn du kaufen. Kann nur sein besser.«

»Hm«, überlegt der Großherzog, »was mache ich da?«

Aber für solche Fragen hat er ja seine Minister und Ratgeber. Professor Pfiffikus beugt sich zu ihm runter und flüstert ihm etwas ins Ohr.

Da strahlt der kleine Großherzog. »Eine ausgezeichnete Idee! Das werde ich tun! Kapitän, wie viel soll der Sklave kosten?«

»Hundert Goldstücke, Hoheit.«

»Fünzig sind genug!«

»Aber Hoheit! Er ist kräftig und gesund. Er ist mindestens achtzig wert!«

»Sechzig und kein Goldstück mehr!«

»Na gut«, murmelt der Kapitän, »einverstanden.«

»Raffini, gebt ihm das Geld!«

Der Erste Minister, Baron von Raffini, hat immer den Geldbeutel des Großherzogs am Gürtel hängen, wenn sie zusammen unterwegs sind. Er zählt dem Kapitän sechzig Goldstücke auf die offene Hand. Man sieht seinem Gesicht an, dass er es nicht gerne tut, aber Befehl ist Befehl. Bei jeder von den gelb glänzenden runden Scheiben, die er abzählt, muss er denken: Was sollen wir mit einem Sklaven! So eine Geldverschwendung! Sechzigmal denkt er das also. Und wenn einer etwas so oft denkt, glaubt er es am Ende auch ganz fest.

»So«, sagt der Kapitän zu dem Sklaven, »nun gehörst du dem Großherzog. Diene ihm treu!«

»Ja, ich gut dienen. Herr Zog, was ich sollen machen?«

Der kleine Großherzog lächelt freundlich. »Gehen. Du bist frei. Du kannst gehen, wohin du willst.«

Das kann der Sklave noch gar nicht glauben.

»Aber ... aber du haben groß Geld bezahlt für armen Sklaven.«

»Ich brauche keinen Sklaven. Außerdem ist Sklaverei nichts Gutes. Ich habe dich nur gekauft, damit du nicht weiter eingesperrt und geschlagen wirst. Jetzt kannst du nach Afrika zurückfahren, wenn du willst.«

Da erst begreift der Afrikaner, dass der Großherzog es ernst meint. Er ruft: »Danke, danke, danke! Großherzog großherzig sein! Du ein so lieber Mensch gewesen wirst! Danke!«

Der kleine Großherzog hat etwas feuchte Augen. »Schon gut, sei still!«, sagt er. »Ich habe so ein weiches Herz. Und wenn du dich noch mehr bedankst, muss ich vor Rührung ein paar Tränen vergießen. Und das wäre eines Großherzogs unwürdig, findest du nicht?«

»Ich habe Bitte, Herr Großherzog«, sagt der Afrikaner. »Ich gern bei dich bleibst, aus freiwillig und dich dient und damit zeigt, ich dich dankbar.«

»Moment, Moment! Habe ich das richtig verstanden? Du willst bei mir bleiben und mir freiwillig dienen aus Dankbarkeit?«

»So richtig, genau richtig. Ich können doch nix nach Afrika, in Dorf kein mehr da.«

»Hm«, überlegt der Großherzog. »Was meint ihr, meine Herren Minister? Können wir ihn gebrauchen?«

Baron von Raffini schlägt vor: »Er ist kräftig. Vielleicht sollten wir ihn zur Leibwache stecken.«

Professor Pfiffikus meint: »Vielleicht könnte er auch der neue Kutscher werden. Der alte geht demnächst in Pension.«

»Das wäre eine gute Lösung«, nickt der Großherzog.
»Kannst du mit Pferden umgehen?«

»Das sein groß Tier mit Beine vier, stimmt? Ich habe gesehen. Und ähnlich wie Zebra. Ich in Afrika schon Zebra gejagt.«

»Na, den Rest kannst du ja noch lernen.«

Der Afrikaner ergreift überglücklich die Hand des Großherzogs und schüttelt sie. »Danke, danke, danke!«

Baron von Raffini zieht ihn zurück. »Na, hör mal! Du kannst doch nicht einfach dem Großherzog die Hand schütteln. Du, ein Sklave!«

»Du falsch!«, grinst der schwarze Mann und lässt seine weißen Zähne blitzen. »Ich kein Sklave mehr. Ich frei!«

Da lacht der Großherzog. »Der Mann hat's schnell begriffen!«

Die Prinzessin umarmt ihren Vater. »Ich will dir auch danken, mein lieber Herr Papa, dass du meinen Wunsch noch besser erfüllt hast, als ich dachte.«

Der Großherzog blinzelt dem Zweiten Minister zu. »Tut mir einen Gefallen, Professor, und fällt mir nicht auch noch um den Hals.«

Auch der Kapitän mischt sich nun noch ein. »Das war sehr gütig, Hoheit, aber ich muss sagen: Mit so viel Großzügigkeit wäre ich bei meinen Geschäften schon völlig verarmt. Trotzdem erlaubt, dass ich Euch meine Hochachtung ausspreche, Hoheit.«

»Eure Hochachtung nehme ich gern entgegen, Kapitän. Aber noch lieber wäre es mir, Ihr würdet mir Euer Schiff zeigen.«

»Gern, Hoheit! Geruht, mir zu folgen!«

Zwei Stunden sind sie beschäftigt und erkunden alles vom Kielraum bis zur Mastspitze. Den beiden Ministern ist es zu mühsam, ihnen zu folgen. Baron von Raffini zählt die restlichen Geldstücke, die Prinzessin schaukelt an einem Tau, das vom Mast herunterhängt, und Professor Pfiffikus fragt den Afrikaner nach seiner Heimat aus und beginnt, ihm Sprachunterricht zu erteilen. So geht jeder seiner Lieblingsbeschäftigung nach.

————— *Wie der kleine Großherzog
seinen Wert erhöhen wollte* —————

Was sind wir Menschen wert? Ist ein König mehr wert als ein Bettler? Nein. Was einen Menschen wertvoll macht, ist nicht Geld oder Macht. Dass Gott dich liebt, macht dich wertvoll. Sicher verstehst du das ein bisschen besser nach dieser Geschichte.

An einem wunderschönen, sonnigen Spätsommertag geht der kleine Großherzog mit seiner Tochter und Professor Pfiffikus, dem Zweiten Minister, am Fluss entlangspazieren. Schließlich muss er ja auch mal ausruhen von dem vielen Regieren.

»Was sind das für Pilze?«, fragt die Prinzessin den Professor, und der erklärt ihr ausführlich, dass das Fliegenpilze sind, die man nicht essen kann, weil sie giftig sind, und dass man überhaupt mit Pilzen vorsichtig sein muss, weil die giftigen von den essbaren oft schwer zu unterscheiden sind, und dass man nur, wenn man sie sehr genau kennt ...

Da unterbricht ein Schrei seinen Vortrag. Der kleine Großherzog hat ihn ausgestoßen, der schon alleine weitergegangen war, weil er sich für Pilze nicht interessiert.

Prinzessin und Minister laufen schnell in die Richtung, aus der der Schrei kam. Da sehen sie es von Weitem: Der Räuber Tunichtgut hat den Großherzog überfallen und gefesselt. Gerade legt er ihn in ein Boot, steigt hinein und rudert über den Fluss.

Die Prinzessin bricht in Tränen aus, aber der Professor sagt: »Nicht weinen, Prinzessin! Wir müssen jetzt ganz vernünftig handeln. Am besten, Ihr lauft schnell zurück zur Kutsche und sagt dem Kutscher, er soll die Wache holen. Ihr könnt schneller laufen als ich. Ich bleibe hier und beobachte, was geschieht.«

So bald kann die Prinzessin ihren Schreck und ihre Angst nicht überwinden, aber tapfer läuft sie los.

Der Professor beobachtet, wie der Räuber den Großherzog drüben am anderen Ufer aus dem Boot hebt. Das ist nicht weiter schwierig, denn Tunichtgut ist groß und stark, und der Großherzog ist, wie jeder weiß, nur ein ziemlich kleines Männchen. Nun richtet sich der Räuber hoch auf, blickt herüber und entdeckt den Zweiten Minister am Ufer.

»Hahahahaha!«, lacht er dröhnend herüber. »Da staunst du, was, Professor? Du Schlaumeier hast nicht aufgepasst, und ich habe euch überlistet! Jetzt hab ich euren kleinen Großherzog. Und ich gebe ihn nur für ein gutes Lösegeld wieder her!«

»Wehe dir, wenn du ihm etwas zuleide tust!«, ruft der Professor.

»Das hängt ganz von euch ab!«, brüllt der Räuber. Er sieht gefährlich aus, wie er da steht: langes, wirres Haar und ein dichter Bart, ein zerrissenes Hemd und eine ausgefranste knielange Hose; in der Hand einen kräftigen Knüppel und ein langes Messer im Gürtel.

»Em-em-em-em-em!«, ruft der kleine Großherzog. Deutlicher kann er nicht sprechen, weil der Räuber ihm ein dreckiges Tuch als Knebel in den Mund gesteckt hat.

»Wie sagtet Ihr ganz richtig, Hoheit?«, fragt der Minister höflich.

Tunichtgut lacht: »Ich hab ihn ein wenig zum Schweigen gebracht. Er sollte mir nicht mit Jammern auf die Nerven fallen. Aber jetzt sollst du mal hören, Professor, was er selbst zu dem Thema Lösegeld zu sagen hat.« Er zieht dem Gefesselten den Knebel aus dem Mund.

»Professor, gebt ihm, was er verlangt!«, ruft der kleine Großherzog. Dann muss er erst einmal Luft holen, denn das Atmen war mit dem Knebel schwierig.

Pfiffikus fragt: »Was verlangst du als Lösegeld, Räuber Tunichtgut?«

»Na, sagen wir: einen Sack Silberstücke. Ich hole ihn mit dem Boot ab, der Großherzog bleibt so lange hier. Wenn ich dann mit dem Lösegeld zurückkomme, verschwinde ich im Wald, und euer mickriger Herrscher kann rüberrudern. Einverstanden?«

Gerade kommt die Kutsche angerast. Die Pferde keuchen und sind schaumbedeckt. Man sieht, dass sie einen schnellen Lauf hinter sich haben. Die Prinzessin springt heraus, ebenso der Erste Minister, Baron von Raffini, und zwei Männer von der Palastwache – der lange, dünne Emil und der kleine, dicke Erich.

»Er verlangt einen Sack Silberstücke als Lösegeld«, berichtet Professor Pfiffikus schnell.

»So viel?«, fragt Baron von Raffini.

»Gebt ihm, was er verlangt!«, sagt die Prinzessin.

Der Räuber lässt wieder sein dröhnendes Lachen hören. »Oh – lauter vornehmer Besuch! Hahaha! Guten Tag, schöne Prinzessin! Schade, dass ein Fluss uns trennt!

Aber andererseits ist es auch ganz gut so. Und der Baron mit dem schwarzen Spitzbart ist auch da, der Verwalter der großherzoglichen Schätze! Schick deine Leute, Baron, sie sollen einen Sack mit Silberstücken holen!«

Baron von Raffini legt die Hände als Trichter an den Mund und ruft hinüber: »Du bist ziemlich unverschämt, Räuber! Ein halber Sack mit Silber ist genug. Das kannst du ja doch nicht alles ausgeben!«

»Nichts da, du Geizkragen! Einen Sack Silber will ich!«

»Ja, ja!«, schreit die Prinzessin. Ihr dünnes Stimmchen dringt kaum über den Fluss. »Wir sind einverstanden!«

»Einverstanden!«, ruft auch Professor Pfiffikus.

Da meldet sich der kleine Großherzog zu Wort. »Aber ich bin nicht einverstanden!«, ruft er herüber. »Gebt ihm zwei Säcke Silber. Oder besser drei. Habt ihr vergessen, dass ich ein Großherzog bin? Eine wichtige Persönlichkeit! Ich bin doch mehr wert als ein Sack Silber! Das ist ja geradezu eine Beleidigung!«

Der Professor und die Prinzessin sehen sich erschrocken an. Der Erste Minister ruft: »Aber Hoheit, warum ...«

Er wird aber von dem Gelächter des Räubers unterbrochen. »Hahaha! Da hat euer winziger Großherzog eigentlich recht! Dass ich da nicht von alleine draufgekommen bin! So eine wichtige Persönlichkeit ist doch mindestens drei Sack Silber wert!«

Die Prinzessin flüstert: »Was macht Papa denn da für Dummheiten!«

Baron von Raffini stöhnt: »Die beiden ruinieren ja den ganzen Staatshaushalt!«

Jetzt kommt eine zweite Kutsche an, eine größere. Der Baron hat, bevor er herkam, schnell veranlasst, dass die ganze Schatzkammer in einen Wagen geladen und hergebracht wird. Soldaten sitzen auf der Kutsche, um die Reichtümer zu bewachen, andere Soldaten kommen keuchend hinterhergerannt.

»Wie wäre es mit vier Sack Silber?«, grölt der Räuber herüber. »Wir wollen doch nicht, dass der edle Großherzog sich in seiner Ehre gekränkt fühlt!«

»Ja«, ruft der Gefangene, »gebt ihm vier Sack Silber!«

»Ich komme jetzt«, erklärt der Räuber Tunichtgut, »so viel Silber muss ich natürlich mit dem Boot abtransportieren, weil ich es nicht tragen kann.«

»Und wie soll Hoheit dann herüberkommen, wenn du das Boot mitnimmst?«, fragt Pfiffikus.

»Ihr werdet schon einen Weg finden. Holt ein anderes Boot. Oder ich zerschneide seine Fesseln, wenn ich das Silber habe, dann kann er schwimmen. Kannst du überhaupt schwimmen, du kleiner Gernegroßherzog? Hahaha!«

Während der Räuber ins Boot steigt und herüberrudert, ruft der Baron: »Aber Hoheit, vier Sack Silber, das ist ja ein riesiges Vermögen! Das kriegen wir gar nicht zusammen!«

»Schweigt still, Raffini! Wollt ihr, dass alle Könige und Fürsten über mich lachen, weil ich für ein Trinkgeld ausgelöst wurde? Alle würden sagen, ich wäre nur ein paar Groschen wert!«

Keiner auf dieser Seite des Flusses antwortet. Was soll man auch sagen bei so viel Unvernunft! Besonders bei einem obersten Herrscher. Aber vielleicht haben ihn ja der plötzliche Überfall und die Lebensgefahr so verwirrt.

»Bringt vier Sack Silber!«, befiehlt Raffini den Soldaten. Die schleppen das Geforderte herbei, während der Räuber sich vorsichtig dem Ufer nähert. Sie haben nur drei Säcke mit Silbermünzen. Den vierten füllen sie mit allerlei silbernen Geräten: Besteck, Vasen, Schalen, Leuchter.

»Werft die Säcke da vorne ins Boot«, ruft der Räuber Tunichtgut, »ich bleibe hier hinten im Boot sitzen, dass nicht etwa einer von den Soldaten auf die Idee kommt, mich zu schnappen. Wenn es einer versucht, rudere ich wieder weg, und dann geht es eurem Großherzog dreckig!«

Zwei Männer werfen den ersten Sack in das Boot. Es schaukelt heftig und senkt sich tiefer ins Wasser. Genauso beim zweiten.

»Nicht so wüst!«, protestiert Räuber Tunichtgut. »Geht ein bisschen vorsichtiger mit meinem Geld um!«

Professor Pfiffikus flüstert dem anderen Minister zu: »Seht Ihr, wie tief das Boot jetzt im Wasser liegt, Baron?«

»Ja. Es liegt ja auch genug von unserem Silber drin.«

»Kommt Euch da nicht ein Gedanke?«

»Sehr viele Gedanken! Trauer, Wut, Ärger ...«

»Nein, ich meine, ein Gedanke, wie wir das Silber

wiederkriegen und den Großherzog und den Räuber auch noch?«

»Nein, so etwas fällt mir dabei nicht ein.«

»Mir aber.« Eben werfen sie den dritten Sack hinein.
»Seht doch, Baron! Das Wasser steht schon fast bis zum Rand des Bootes!«

»Ah – jetzt weiß ich, was Ihr meint, Professor! Großartig!«

Nun bringen die Soldaten den vierten Sack mit dem Silber.

»Vorsichtig!«, mahnt der Räuber. Behutsam legen sie ihn ins Boot.

»Wir brauchen noch ein paar Pfund«, flüstert der Zweite Minister seinem Kollegen zu. Baron von Raffini ruft laut: »Wenn ich's mir recht überlege, Hoheit, seid Ihr doch auch mehr wert als vier Säcke mit Silber. Sollten wir nicht noch einen Sack mit Goldstücken dazutun, Hoheit?«

»Ja, wenn ihr meint ...«, ruft der Großherzog geschmeichelt zurück. Der Räuber hat auch nichts dagegen: »Immer her damit! Ich werde der reichste Mensch von Sabataba.«

Auf einen Wink des Barons bringen die erstaunten Soldaten einen Sack heran, der noch schwerer ist als die vorigen.

»Aber ...«, will die Prinzessin einwenden, aber der Professor zwinkert ihr zu; da ist sie still.

Die Soldaten legen den Sack mit Goldstücken ins Boot. Das sinkt jetzt so tief, dass Wasser über die Bordwand läuft.

»Ihr Dummköpfe!«, ruft der Räuber, als er es merkt. »Ihr hättet die Säcke besser im Boot verteilen sollen.« Er steht auf und will den Goldsack weiter nach hinten ziehen. Dabei neigt sich aber durch die Verlagerung seines eigenen Gewichts das Boot vorn noch weiter; noch mehr Wasser schwappt herein, und es beginnt zu sinken.

Baron von Raffini und Professor Pfiffikus sehen es und lachen aus vollem Hals. Dann begreift auch die Prinzessin den Plan und stimmt in das Gelächter ein.

»Packt den Kerl!«, ruft Raffini den Soldaten zu. Tunichtgut will schnell wegrudern, aber es ist zu spät: Sein Boot geht unter. Als er sieht, dass die Soldaten ins Wasser springen, lässt er sein Geld, springt über Bord und schwimmt schnell weg, um sich wenigstens vor dem Gefängnis zu bewahren. Leider entwischt er den Soldaten, denn er ist ein guter Schwimmer.

»Lasst ihn!«, ruft Professor Pfiffikus. »Hebt die Säcke hier im flachen Uferwasser aus dem Boot und kippt das Wasser aus; dann schwimmt es wieder. Dann holt den Großherzog vom anderen Ufer!«

Es ist noch ein ziemliches Stück Arbeit. Aber schließlich sind alle Schätze wieder in der Kutsche, alle Uniformen der Soldaten sind nass, und der kleine Großherzog liegt seiner Tochter in den Armen.

»Wie gut, dass dir nichts passiert ist, mein lieber Herr Papa!«

»Ja, das ist wahr, mein Töchterlein!«

Raffini ergänzt: »Und sogar das Geld ist wieder da.«

»Eigentlich schade«, meint der kleine Großherzog, »meine Nachbarkönige hätten gestaunt, wie viel Gold und Silber für mich bezahlt wurde und wie viel ich wert bin. Aber jetzt hab ich ja alles wieder.«

»Aber, Papa!«, sagt die Prinzessin. »Wie viel einer wert ist, das kann man doch nicht in Gold und Silber ausdrücken!«

»Nicht? Wie denn?«

»Egal, ob reich oder arm, König oder Sklave – jeder ist wertvoll, der geliebt wird.«

»Meinst du? Werde ich denn geliebt?«

Die Prinzessin strahlt ihn an und umarmt ihn gleich nochmals. »Aber ja! Und wie!«

Und Professor Pfiffikus fügt noch hinzu: »Hoheit, ich erlaube mir untertänigst, die Aussage der Prinzessin nachdrücklich zu bestätigen.«

————— *Wie der kleine Großherzog
einer armen Fischerwitwe half* —————

Diese Geschichte erzählt, wie eine arme Frau zum Großherzog kommen und ihm ihre Bitte vortragen konnte. Und sie ist ein Beispiel dafür, wie du zu Gott, dem größten König, kommen kannst. Jesus hat dir den Weg frei gemacht. Du kannst jederzeit beten und dem Vater im Himmel alles sagen.

Auf der Küstenstraße der Insel Sabataba rumpelt die großherzogliche Kutsche dahin. Auf dem Bock sitzt der Kutscher; hinten steht der kleine, dicke Erich von der großherzoglichen Leibwache, und in der Kutsche sitzt Hoheit selbst – und schläft.

Da steht auf einmal eine Frau auf der Straße und hebt die Hand. Aber so schnell kann der Kutscher die Pferde nicht anhalten, und wenn die Frau nicht zur Seite gesprungen wäre, wäre sie überfahren worden.

»Halt an!«, ruft sie. »Ich muss mit dem Großherzog sprechen!«

Erich ruft ihr zu: »Das geht nicht, Frau. Der Großherzog schläft.«

Sie versucht, neben der Kutsche herzulaufen. Aber sie kann nicht Schritt halten und fällt schnell zurück.

»Bitte, halte doch an!«, keucht sie. Dann bleibt sie stehen und ruft hinter der Kutsche her: »Es ist furchtbar wichtig! Ich muss unbedingt mit ihm sprechen!«

Erich ruft zurück: »Geht nicht! Keine Zeit! Komm ins Schloss, wenn du Hoheit sprechen willst!«

Dann fährt die Kutsche um eine Kurve und verschwindet hinter einem kleinen Wäldchen.

Die Frau ist ganz traurig. Sie geht von der Straße hinunter zu den paar armseligen Fischerhütten, die nahe am Ufer stehen. Eine Schar kleiner Kinder kommt auf sie zugerannt. Sie geht zur Nachbarin und fragt sie: »Kannst du bitte bis heute Abend auf meine Kinder aufpassen? Ich muss zum Schloss.«

Die Nachbarin nickt, die Frau verabschiedet sich von den Kindern, ermahnt sie, schön brav zu sein, und macht sich auf den weiten Weg.

Nachdem sie ungefähr drei Stunden gewandert ist, kommt sie beim Schloss an. Gerade will sie auf den Hof gehen, da tritt ein Wachsoldat aus seinem Schilderhäuschen und versperrt ihr mit seiner Hellebarde den Weg. »Was willst du, Frau? Hier ist kein öffentlicher Zugang.«

Erschöpft sagt sie: »Ich muss unbedingt den Herrn Hoheit sprechen. Bitte, lass mich durch!«

»Der ist heute nicht zu sprechen. Komm am nächsten Donnerstag wieder. Da ist Bittstellertag.«

Der zweite Wachsoldat kommt von der anderen Seite dazu und sagt: »Außerdem heißt das nicht ›Herr Hoheit‹. ›Hoheit‹ ist die Anrede und kein Name.«

»Ach so«, sagt die Frau, obwohl sie es nicht ganz verstanden hat.

»Mach das ja richtig, wenn du am Donnerstag was erreichen willst, und wasche dich, dass du nicht so nach Fisch riechst!«

Was bleibt der armen Frau also übrig, als sich wieder nach Hause zu schleppen!

Am Donnerstag ist sie wieder da. Aber auch diesmal gibt es eine Enttäuschung. Sie muss sich in einer langen Schlange von Wartenden einreihen. Ganz vorne sitzt ein Mann hinter einem Tisch mit einigen Papieren. Er hat einen spitzen Bart und einen strengen Blick. Die anderen Bittsteller sagen der Frau, das sei der Baron von Raffini, Erster Minister des Großherzogs.

Nach zwei Stunden ist die Menschenschlange endlich so weit vorgerückt, dass die Frau direkt vor dem Tisch steht.

»Was willst du?«, fragt streng der Minister.

»Ich möchte gerne den Großhoheit sprechen.«

»Großherzog« heißt er«, sagt der Baron ungeduldig, »und man redet ihn mit ›Hoheit‹ an.«

»Aha«, antwortet die Frau, obwohl sie es immer noch nicht verstanden hat.

Der Minister sagt: »Ja und? Was willst du von ihm?«

»Äh – kann ich ihm das nicht selber sagen?«

Der Mann holt tief Luft, als müsste er sich mit Mühe zur Geduld zwingen, und das ist wohl auch so. »Gute Frau! Vielleicht kannst du ihm das selber sagen, vielleicht aber auch nicht. Der Großherzog hätte ja für nichts anderes mehr Zeit, wenn er alle Leute empfangen würde, die ihn sprechen wollen. Also muss ich vorsortieren.«

»Vorsortieren? So wie die Fischer ihren Fang? Die Großen ins Boot und die Kleinen ins Meer zurück?«

»So ähnlich. Ich höre mir an, was die Leute wollen. Und wenn ihre Bitte aussichtslos ist, schicke ich sie weg. Wenn ich entscheide, der Großherzog sollte die Bitte

hören, dann darf der Betreffende in zwei Wochen wiederkommen. Hast du das verstanden?«

»Ja«, sagt die Frau enttäuscht und den Tränen nahe, »das habe ich verstanden.«

»Also – was hast du für eine Bitte?«

Die arme Frau kriegt vor Angst kaum etwas heraus, aber sie zwingt sich zu sagen: »Der Großherzog soll mir die Steuern erlassen.«

Der Minister macht eine Bewegung mit der Hand, als wollte er eine lästige Fliege verscheuchen. »Abgelehnt. Der Nächste!«

»Aber hör mich doch an, Herr!«, ruft die Frau verzweifelt. »Mein Mann war Fischer. Er ist vor einigen Wochen mit seinem Boot auf dem Meer untergegangen. Ich leide Hunger mit meinen sieben Kindern.«

Baron von Raffini antwortet streng: »Das interessiert mich nicht. Neulich ist mal ein Bauer gestorben. Da hat eben die Bäuerin mit ihren größeren Kindern die Äcker bestellt.«

»Das würde ich ja gern tun, aber ...«

»Schluss jetzt!«, wird sie unterbrochen. »Der Nächste!«

Jetzt kann die arme Frau ihre Tränen nicht mehr zurückhalten. Weinend geht sie zur Seite. Sie setzt sich auf ein Mäuerchen, vergräbt das Gesicht in den Händen und schluchzt vor sich hin, ohne sich um die vielen Leute zu kümmern, die herumstehen. Zunächst merkt sie gar nicht, wie sich jemand neben sie setzt. Erst als ihr eine Hand auf die Schulter gelegt wird, blickt sie auf.

Neben ihr sitzt ein großes Mädchen, oder man kann

auch sagen, ein sehr junges Fräulein. Sie ist sehr schön angezogen. So ein schmuckes und sauberes Kleid hat die Frau noch nie gesehen.

»Weint nicht, gute Frau!«, sagt das Fräulein.

»Wer bist du denn?«, schluchzt die Fischerwitwe und wischt ihre Tränen mit dem Ärmel von den Wangen.

»Ich bin die Prinzessin.«

»Dann weißt du sicher nicht, was es bedeutet, ohne Geld sieben Kinder zu ernähren und obendrein noch Steuern zu bezahlen.«

»Nein, so etwas Schreckliches habe ich noch nicht erlebt«, sagt die Prinzessin. »Ich habe eben zufällig durch mein Fenster gehört, was Ihr dem Baron von Raffini berichtet habt. Könnt Ihr nicht mit Euren größeren Kindern fischen, wie er es vorgeschlagen hat?«

»Womit denn?« Die Fischerwitwe fängt wieder an zu schluchzen. »Das Boot ist ja mit meinem Mann zusammen untergegangen in dem Sturm. Und außerdem sind meine Söhne noch klein.«

»Hm«, überlegt die Prinzessin, »ich kann mir nicht denken, dass mein Vater in dem Fall auf den Steuern besteht.«

»Aber er kennt meine Not ja gar nicht! Ich komme doch nicht an ihn ran, um ihm alles zu erzählen!«

Die Prinzessin steht auf. »Da wüsste ich einen Weg. Kommt mal mit!«

Die beiden gehen an der langen Reihe der Wartenden vorbei aus dem Schlosshof hinaus, wenden sich zur Seite, kommen durch eine kleine Tür im Zaun in den Park, wandern unter alten Bäumen auf Kieswegen, zwi-

schen Teichen und Büschen hindurch und stehen auf einmal auf der Rückseite des Schlosses. Da schließt die Prinzessin eine Tür auf und zieht die Frau hinein. Sie gehen eine Wendeltreppe hinauf, über einen langen, schmalen Gang und nochmals durch eine Tür.

Die Fischerwitwe hält die Luft an. Sie sind im Thronsaal. Eine solche Pracht hätte sich die arme Frau nie vorstellen können. Sie steht nur mit offenen Augen und offenem Mund da und bestaunt alles um sich herum. Die Prinzessin schließt inzwischen wieder die kleine Hintertür, durch die sie hereingekommen sind.

»Verzeih, wenn ich störe, lieber Herr Vater«, sagt sie lächelnd zu dem Mann auf dem Thronessel.

Das muss der Großherzog sein, obwohl er ziemlich klein ist. Er hat gerade mit einem anderen würdigen Herrn zusammen Papiere studiert. Jetzt sehen beide erstaunt auf.

»Hör dir doch bitte mal die Sorgen dieser Frau an«, sagt die Prinzessin und zieht ihre Begleiterin bis vor den Thron. Der Zweite Minister, Professor Pfiffikus (denn um den handelt es sich bei dem würdigen Herrn), zieht die Luft durch die Nase. »Soll ich ein wenig das Fenster öffnen, Hoheit?«

Der kleine Großherzog nickt und wendet sich an die Frau: »Dem Geruch nach scheint dein Mann Fischer zu sein. Stimmt's?«

»Gewesen, Herr Hoheit-Herzog«, antwortet die Frau, »mein Mann ist ertrunken. Jetzt muss ich hungern mit meinen sieben kleinen Kindern. Ich kann keine Steuern zahlen.«

Die Prinzessin ergänzt: »Sie hat auch kein Boot mehr, Herr Vater.«

»Hm«, macht der Großherzog, »das mit den Steuern sehe ich ein. Schreiber, gib dieser Frau ein Papier mit, dass sie so lange keine Steuern bezahlen muss, bis ihr ältester Sohn achtzehn Jahre alt ist!«

Der Geheimrat Professor Pfiffikus kommt vom offenen Fenster heran. »Wenn ich mir einen Vorschlag erlauben darf, Hoheit. Wir wollen doch die zwei alten Kriegsschiffe außer Dienst stellen. Erstens ist gerade Frieden, und zweitens sind sie schon so alt und brüchig, dass sie eher eine Gefahr für unsere Seeleute darstellen als für mögliche Feinde.«

»So haben wir es beschlossen, ja«, nickt der Herrscher.

»Die Beiboote sind aber vielleicht noch zu gebrauchen. Wenn wir das beste aussuchen und ein wenig reparieren lassen ...«

»Gute Idee, Professor! Frau, du hast es gehört. Du kannst dir eins der Boote in der Werft abholen. Schreiber, gib ihr auch dafür ein Papier, damit man ihr auch glaubt, dass ich sie geschickt habe!«

Die Fischerwitwe kann ihr Glück kaum fassen. Sie guckt den kleinen Mann nur mit großen Augen an und weiß nicht, ob das alles nur ein Traum ist, der gleich zerplatzen muss.

»Na«, muntert sie der kleine Großherzog auf, »du sagst ja gar nichts!«

»Oh, vielen Dank, vielen, vielen Dank, lieber, lieber Herr Hochzeit. Das ist sehr gütig ...«

Pfiffikus verbessert sie: »Das heißt nicht ›Hochzeit‹, sondern ›Hoheit‹.«

»Ach so, Entschuldigung.«

Der Großherzog lacht – so laut, wie man es dem kleinen Mann kaum zugetraut hätte. »Und wenn du gehst, lass dir in der Schlossküche noch ein bisschen Brot und Schinken und Käse mitgeben für deine sieben Kleinen. Dafür wird kein Papier nötig sein. Die Prinzessin kann dich ja begleiten. Und Obst! Das soll gesund sein! Und grüße deine Kinder schön von mir!«

»Das mache ich gern, großer Herzog. Und vielen Dank.« Sie geht zur Nebentür zurück, aber die Prinzessin sagt: »Hier entlang!«, und führt sie zum Haupteingang. In der Tür dreht die Fischerwitwe sich noch einmal um und sagt: »Mein kleinster Sohn ist erst vor Kurzem geboren und hat noch keinen Namen. Ich werde ihn dir zu Ehren ›Hoheit‹ nennen.«

————— *Wie der kleine Großherzog einer
leeren Gewohnheit neuen Sinn gab* —————

In die Gemeinde gehen, beten – für viele ist das nur eine leere Gewohnheit. Es bedeutet ihnen nichts. Dabei können wir doch wirklich auf Gott hören und mit ihm ins Gespräch kommen. So macht es diese Geschichte beispielhaft deutlich.

»Seht Ihr die Lerche da oben, Professor?«, fragt die Prinzessin von Sabataba und zeigt zum Himmel.

Professor Pfiffikus, Zweiter Minister des Großherzogs, muss den Kopf schütteln. »Meine Augen sind nicht mehr so gut, Prinzessin. Aber ich höre sie, und das ist bei einer Lerche ja noch wichtiger.«

Es ist ein wunderschöner, sonniger Frühlingstag. So schön, dass der kleine Großherzog die Regierungsgeschäfte einfach mal liegen ließ, um mit seiner Tochter einen Spaziergang zu machen. Der Erste Minister, Baron von Raffini, hat nichts übrig für Spaziergänge im Sonnenschein. Aber der Zweite Minister begleitet die beiden.

Im Moment allerdings ist der kleine Großherzog ein Stück zurückgeblieben. Früher, als die Großherzogin noch lebte, ist er oft mit ihr hier gewesen. Da steigen Erinnerungen auf. So lässt er die beiden vorangehen und hängt ein wenig seinen Gedanken nach.

Prinzessin und Minister kommen in ein weites Wiesental, das von einem kleinen Bach durchflossen wird.

Die Prinzessin bleibt stehen. »Sagt mal, Professor, waren die Manöver nicht immer im Herbst?«

»Sehr wohl, Hoheit«, bestätigt der Minister, »im Herbst.«

»Aber jetzt ist Frühling. Was macht denn der Soldat da vorne?«

Professor Pfiffikus hält die Hand über die Augen gegen die blendende Sonne. »Welcher Sol ... ach, der. Hm. Tatsächlich, da steht ein Soldat. Er geht auf und ab wie auf Wache.«

»Dabei ist doch hier überhaupt nichts zu bewachen!«

Pfiffikus wundert sich auch. »Seltsam. Nun, gehen wir hin und fragen ihn einfach!«

Das tun sie nun auch, der alte Herr und seine junge Begleiterin. Ach nein, bei Prinzessinnen muss man es ja andersherum sagen: die junge Dame und ihr älterer Begleiter.

Als sie bei dem Soldaten ankommen, spricht Professor Pfiffikus ihn an: »Hallo, Soldat!« Der steht stramm und legt die Hand an den Helm. »Sag mir, warum stehst du hier auf Wache?«

Der Mann schlägt die Hacken zusammen und schnarrt: »Verzeihung, aber in militärischen Dingen darf ich keine Auskunft erteilen.«

»Aber, aber!«, sagt der Minister. »Weißt du denn nicht, wer wir sind?«

»Mit Verlaub: nein.«

»Dies hier ist Constanze Dorothea Sybille Erbprinzessin von Sabataba, und ich bin der großherzogliche Minister und Geheimrat Professor Pfiffikus.«

Da geht ein Leuchten über das Gesicht des Soldaten. Er lässt seinen Arm sinken und geht ein paar Schritte auf die Prinzessin zu. Seine Stimme ist auf einmal ganz anders, viel freundlicher, als er ruft: »Meine kleine Hoheit! Oh, Verzeihung! Ihr seid es, Prinzessin? Ja, tatsächlich, jetzt erkenne ich Euch wieder! Wie groß Ihr geworden seid! Fast schon eine richtige Dame! Schön, dass ich Euch mal wieder sehe!«

Die Prinzessin guckt etwas verwirrt, und der Professor sagt ärgerlich: »Was soll dieses Geschwätz, Soldat? So spricht man nicht mit einer Prinzessin! Das ist respektlos!«

»Oh – Verzeihung ... ich ... die Erinnerung hatte mich überwältigt.«

»Sage mir, was du hier machst!«

Der Soldat steht wieder stramm und schnarrt wie vorher im militärischen Ton: »Zu Befehl, Herr Minister, ich stehe Wache.«

Die Prinzessin fragt: »Aber was bewachst du denn?«

»Nichts, Hoheit. Ihr seid ja nicht mehr ...«

Professor Pffifikus weiß nicht, ob er sich wundern oder ärgern soll. »Nichts? Was soll das? Wer hat dir denn den Befehl gegeben?«

»Zu Befehl: der Großherzog.«

»Das ist nicht wahr!«, mischt sich wieder die Prinzessin ein. »Mein Vater gibt doch nicht so unsinnige Befehle, in der Gegend herumzustehen und ein Nichts zu bewachen!«

»Mit Verlaub, Hoheit« – immer, wenn der Soldat zur Prinzessin spricht, wird seine Stimme gleich viel

freundlicher –, »damals, als der Großherzog diesen Befehl gab, war ja hier noch etwas.«

»Was denn?«, fragt der Minister. »Mann, nun erklär schon! Lass dir doch nicht alles aus der Nase ziehen!«

»Zu Befehl. Das war vor dreizehn Jahren und zwei Monaten ungefähr. Damals war hier ein kleiner Teich, in dem man schön baden konnte. Hoheit waren damals noch sehr klein ...«

»Moment!«, unterbricht die Prinzessin. »Sprichst du von mir?«

»Selbstverständlich, Hoheit. Hoheit planschten damals so gern im Wasser. Da ist die Amme mit Hoheit immer hierhergekommen zum Baden. Und damit nichts passiert und nicht die Neugierigen herumstehen und gucken, hat der Großherzog mir befohlen, Wache zu stehen.«

Die Prinzessin sieht sich um und entdeckt nur Moos und Schilf am Ufer des Baches. »Aber hier ist doch gar kein Teich mehr.«

»Nein, Hoheit, er ist zugewachsen. Das Schilf hat sich so ausgebreitet. Jetzt ist es nur noch der Bachlauf selbst, der Wasser führt.«

»Ja, aber ...«, sagt die Prinzessin.

»Ja, aber ...«, sagt der Minister.

»Na ja, es war ja nicht schlimm«, fährt der Soldat fort, »weil Hoheit dann doch nicht mehr herkam zum Baden.«

Jetzt kann der Professor nicht mehr an sich halten: »Um alles in der Welt, warum stehst du denn dann immer noch hier?«

Der Soldat macht ein beleidigtes Gesicht. »Niemand hat mir gesagt, dass ich nicht mehr hier stehen soll.«

»O nein!«, stöhnt die Prinzessin.

Pfiffikus will es immer noch nicht glauben. »Seit dreizehn Jahren stehst du hier umsonst in der Landschaft herum?«

»Von morgens acht bis abends acht«, sagt der Mann stolz. »Täglich, außer sonntags. Aber nur von Mai bis September.«

Die beiden sind so verblüfft, dass sie gar nicht wissen, was sie dazu sagen sollen. Glücklicherweise kommt gerade der Großherzog heran.

»Lieber Herr Vater«, ruft die Prinzessin und läuft ihm entgegen, »dieser Mann behauptet, vor dreizehn Jahren wäre hier ein Teich gewesen, in dem ich mit meiner Amme gebadet hätte, und du hättest ihn als Wache hierhin gestellt ...«

»Das mag sein«, meint der kleine Großherzog, »ja, ich erinnere mich dunkel.«

»Aber es gibt keinen Teich mehr.«

»Das stimmt wohl. Ich sehe auch keinen.«

»Aber der Mann steht immer noch da!«

»Wie – steht immer noch da?«

Professor Pfiffikus erklärt: »Stellt Euch vor, Hoheit: Seit dreizehn Jahren steht der Kerl da und passt auf ein Nichts auf, treu und sorgfältig und wachsam!«

»Jawohl«, bekräftigt stolz der Soldat, »aber um genau zu sein: dreizehn Jahre und zwei Monate.«

Der kleine Großherzog ist genauso verblüfft, wie

vorher seine Tochter und sein Minister waren. »Aber warum ...?«

»Ihr habt Euren Befehl bis heute nicht widerrufen, Hoheit!«

»Dann hättest du wenigstens mal fragen können, Dummkopf! Meinst du, ein Großherzog könnte nicht auch mal was vergessen?«

»Zu Befehl, Hoheit. Ich frage also: Gilt der Befehl noch, von Mai bis September hier Wache zu stehen von morgens acht bis abends acht – täglich, außer sonntags?«

»Nein!«, stöhnt der kleine Großherzog. »Er gilt nicht mehr!«

»Zu Befehl, Hoheit. Ich ziehe dann ab, in die Kaserne.«

»Aber schleunigst!«

Der Soldat hebt die Hand an den Helm, schlägt die Hacken zusammen, greift seine Hellebarde fester, dreht sich auf dem Absatz um und marschiert davon. Aber Professor Pfiffikus hält ihn zurück.

»Warte noch! Verzeiht, Hoheit! Aber mir kam da gerade ein Gedanke ...«

»Sprecht ihn nur aus, mein lieber Professor! Eure Gedanken sind meistens gut.«

»Man kann ...«, sagt Pfiffikus langsam und überlegend, während er sich den Backenbart kraut, »man kann eine sinnlos gewordene Gewohnheit natürlich einfach abschaffen. Man kann sie aber auch beibehalten und neu mit Sinn füllen.«

»Wie soll ich das verstehen?«, fragt der kleine Großherzog.

»Was meint Ihr damit?«, fragt seine Tochter.

Der Professor untersucht vorsichtig die morastigen Stellen am Ufer des Baches. »Man könnte das alles hier ausgraben. Einen neuen Teich anlegen. Die Stelle ist ideal dafür.«

»O ja«, ruft begeistert die Prinzessin. »Der Teich muss damals sehr schön gewesen sein!«

»Das war er«, bestätigt ihr Herr Vater, »ich erinnere mich dunkel.«

»Dann könnten die Kinder aus der Stadt hier baden.«

Professor Pfiffikus meint: »Und der Soldat könnte aufpassen, dass keins ertrinkt. Dann hätte seine Wache einen Sinn.«

»Großartige Idee!«, sagt der kleine Großherzog und hätte fast in die Hände geklatscht, aber da der Soldat ihn beobachtet, unterlässt er es. »Soldat! Lauf und hol dir Arbeitskleidung und einen Spaten. Und dann grabe hier, bis wieder ein Teich entsteht!«

»Zu Befehl, Hoheit!« Und er rennt los.

Der Großherzog ruft ihm noch nach: »Aber grabe nicht so lange, bis du den Befehl kriegst aufzuhören, sondern nur, bis der Teich groß genug ist!«

Während der Mann davonrennt, lachen die drei aus vollem Hals über diese Geschichte. Aber immerhin – sie hat auch ihr Gutes. Als sie einige Wochen später nochmals hier vorbeikommen, ist der Teich fertig. Aus einiger Entfernung beobachten sie, wie viele Kinder – laut schreiend vor Vergnügen – im Wasser planschen. Der Soldat geht auf und ab, richtet immer mal ein mahnendes Wort an die Kinder, schlichtet Streit,

wenn es nötig ist, tröstet ein Kleines, das heult, weil es Wasser in die Nase bekommen hat, hilft einem anderen, das noch keine Schleife binden kann, mit den Schuhen, hängt nass gewordene Kleider zum Trocknen über einen Busch und sieht sich immer mal um, ob seinen Schützlingen auch keine Gefahr droht.

Die vornehmen Beobachter gehen zufrieden weiter. Sie sind sicher: Dieser Mann wird seine Pflicht treu erfüllen.

————— *Wie der kleine Großherzog
geduldig werden musste* —————

Fällt es dir schwer, geduldig zu sein? Du solltest dich in Geduld üben, denn es lohnt sich. Das Ergebnis der Ungeduld ist meistens Enttäuschung, aber wer warten kann, wird am Ende zufriedener.

»Ausgezeichnet, Professor Pfiffikus! Ausgezeichnet!«

Der kleine Großherzog beugt sich über den Tisch, auf dem ein großes Papier ausgebreitet ist. Darauf kann man Teile von einem Schiff erkennen. »Ausgezeichnet! Da haben die Schiffbauer unter Eurer Leitung gute Arbeit geleistet!«

Professor Pfiffikus nimmt eine lange Papierrolle. »Hier, Hoheit, ist das geplante Schiff als Ganzes aufgezeichnet. Aber die Zeichnung ist so groß, dass ich sie nicht auf den Tisch legen kann ...«

»Rollt sie auf dem Fußboden aus! Wache!«

Der lange Emil blickt zur Tür herein. »Hoheit haben gerufen?«

»Lasst niemanden herein, bis ich es sage!«

»Jawohl, Hoheit.«

Der kleine Großherzog blinzelt seinem Zweiten Minister zu: »Versteht Ihr, Professor. Ich möchte doch nicht, dass das Volk zufällig mitkriegt, wie sein Großherzog auf den Knien rutscht.«

»Selbstverständlich, Hoheit. Das könnte einen unwürdigen Eindruck machen.«

Dann rollt der Professor die große Zeichnung auf dem Parkettfußboden aus. Der Erste Minister, Baron von Raffini, hält sie am einen Ende fest und Pfiffikus am anderen, damit sie sich nicht wieder zusammenrollt. Der Herrscher aber kniet davor und beugt sich drüber, weil er ein bisschen kurzsichtig ist und doch alles genau erkennen will.

»Wunderbar!«, sagt er immer wieder. »Genau so habe ich es mir vorgestellt! Endlich kriege ich mein großes Segelschiff. Was meint ihr, wie Fürst Rumpel von Rumpelstein staunen wird, wenn ich damit in seinen Hafen einlaufe! Wo sind denn die Kanonen, Professor?«

»Kanonen sind nicht vorgesehen, Hoheit.«

»Keine Kanonen? Das geht aber nicht! Das Flaggschiff des Großherzogs von Sabataba muss doch Kanonen haben! Mindestens zwanzig auf jeder Seite.«

Baron von Raffini unterstützt ihn: »Unbedingt, Hoheit! Man stelle sich vor, ein fremdes Kriegsschiff kommt oder gar ein Piratenschiff, und Ihr könnt Euch gar nicht verteidigen.«

»Und vor allem müssen ordentlich Salutschüsse krachen, wenn ich komme!«

»Nun, wenn Ihr es wünscht, Hoheit«, lenkt Professor Pfiffikus ein, »dann ließen sich auf diesem Zwischendeck noch Kanonen unterbringen. In die Bordwand müssten dann Geschützpforten eingebaut werden.«

Der kleine Großherzog zeigt auf den hinteren Teil des Schiffes.

»Sehr prachtvoll, dieses Achterdeck! Dies ist wohl meine Kajüte?«

»Sehr richtig, Hoheit. Sie ist ungewöhnlich groß und hat rundum Fenster.«

»Schön, und diese Schnitzereien sollen vergoldet werden!«

So schwärmen und träumen sie, planen und überlegen, bis dem kleinen Großherzog die Knie wehtun. Er will aufstehen, aber das geht nicht so einfach, und seine beiden Minister müssen ihm unter die Arme greifen.

Endlich sitzt der kleine Herrscher wieder auf seinem Thron, und die Minister rollen alle Pläne wieder zusammen.

»Ich habe gerade beschlossen«, sagt der kleine Großherzog feierlich, »dass ich im nächsten Jahr anlässlich meines fünfundzwanzigsten Thronjubiläums in dem neuen Schiff um die ganze Insel Sabataba herumsegeln werde. In jedem kleinen Fischerhafen gehe ich vor Anker und lasse mich von den Leuten feiern.«

»Verzeiht, Hoheit, aber das geht nicht«, wendet der Professor ein. Baron von Raffini meint: »Nein, die kleinen Häfen haben nicht so tiefes Wasser. Aber Hoheit könnte draußen vor Anker gehen und mit der Barkasse an Land gebracht werden.«

»Das meinte ich nicht«, sagt Pfiffikus, »im nächsten Jahr wird das Schiff noch nicht fertig sein.«

»Was?«

Der kleine Großherzog guckt ganz erschrocken und enttäuscht. »Nicht fertig? Das muss fertig sein!«

Baron von Raffini beruhigt ihn: »Aber natürlich, Hoheit! So lange dauert es nicht, ein Schiff zu bauen. Sicher, die Werft, unsere Schiffbauwerkstatt, hat keine

Erfahrung mit so großen Schiffen. Aber wir lassen einige Meister aus dem Ausland kommen ...«

»Das meine ich nicht!«, unterbricht ihn sein Ministerkollege. »Aber es ist kein Geld da. Wir haben errechnet, dass das Schiff etwa hundertzwanzigtausend Goldgulden kosten würde. Mit Kanonen natürlich noch einiges mehr.«

»Geld! Geld!«, schimpft der Großherzog. »Das darf doch für einen Großherzog kein Problem sein! Ich bin ja schließlich kein Kleinherzog!«

Professor Pfiffikus versucht, ihn zu beruhigen. »Im Herbst bekommt Ihr ja wieder den zehnten Teil von allem, was in Eurem Reich geerntet wird, Hoheit. Damit kann man dann schon mal anfangen.«

»Nichts da! Im Herbst erst anfangen? Das dauert mir zu lange! Baron, haben wir nicht eine volle Schatzkammer?«

»Leider nein, Hoheit. Vor zwei Jahren war sie noch voll, aber dann haben Hoheit geruht, viele Ausgaben zu tätigen ...«

»Papperlapapp!«, sagt der Großherzog. »Ich habe doch nicht viel ausgegeben! Vielleicht hat jemand unser Gold gestohlen.«

»Nein, Hoheit. Wir haben das Schloss um einen Flügel erweitert, haben die Hafenanlagen erneuert, die Stadtbefestigung ausgebessert, zwei lange Straßen gebaut, Fachleute aus Holland geholt, um uns Windmühlen zu errichten. Wir haben edle Zuchtperde gekauft, neue Seidenvorhänge für das Schloss und Porzellan aus China; die Feuerwehren haben neue Spritzen

gekriegt, die Soldaten neue Waffen, und wir haben ein bronzenes Standbild von Hoheit von einem namhaften Künstler anfertigen lassen, wir haben ...«

»Hört auf! Hört auf, Baron! Es interessiert mich nicht, wohin mein schönes Geld geflossen ist. Mich interessiert nur, wo wir neues herkriegten.«

Professor Pfiffikus kann es sich nicht verkneifen, noch hinzuzufügen: »Und wenn wir das viele Lösegeld für Hoheit nicht zurückbekommen hätten, sähe es noch viel schlimmer aus.«

»Erinnert mich nicht daran! Sagt mir lieber, was wir tun können, um im nächsten Jahr das Schiff fertig zu haben!«

»Nichts, Hoheit. Wir müssen Geduld haben, bis ...«

»Geduld! Ich habe aber keine Geduld!«

Da mischt sich wieder Baron von Raffini ein. »Wenn Hoheit mir die nötigen Vollmachten geben wollen – ich könnte das Geld früher beschaffen.«

»Großartig, Raffini! Tut, was Ihr für richtig haltet! Ich unterschreibe alles, nur bringt mir so schnell wie möglich das Geld! Mein Schiff soll noch in diesem Sommer auf Kiel gelegt werden.«

Ja, so ist er, der kleine Großherzog. Wenn er sich einmal etwas in den Kopf gesetzt hat, ist es schwer, ihn davon wieder abzubringen. Das weiß Professor Pfiffikus, und darum sagt er nichts mehr. Es hat ja doch keinen Zweck.

Einige Wochen später, der Sommer ist schon fast zu Ende, geht Professor Pfiffikus mit der Prinzessin am Hafen spazieren. Der lange, dünne Emil und der kleine,

dicke Erich von der Palastwache folgen ihnen mit Spieß in der Hand und passen auf, dass niemand ihnen etwas tut.

Es kommt selten vor, dass Professor Pfiffikus sich Zeit nimmt für einen Spaziergang mit der Prinzessin. Aber diesmal will er die Gelegenheit nützen, ihr seine Sorgen mitzuteilen und sie um Hilfe zu bitten.

Bald aber zeigt sich, dass das gar nicht nötig ist. Was die Prinzessin erfahren soll, erfährt sie von den Leuten auf der Straße, ohne dass der Professor ihr etwas berichten muss.

Ein Bauer kommt auf sie zu. »Verzeiht, wenn ich Euch anspreche, Prinzessin, und Euch, Herr Minister. Aber ich weiß mir nicht anders zu helfen.«

»Was gibt's?«, fragt die Prinzessin. »Ihr wisst, Ihr könnt mir immer alles sagen. Ob ich allerdings helfen kann ...«

»Euer Herr Vater, der verehrte Großherzog, hat befohlen, dass ich mein Getreide jetzt schon mähen soll. Dabei ist es noch gar nicht reif.«

Professor Pfiffikus erklärt der Prinzessin: »Das hat Baron von Raffini veranlasst. Er hat dem Großherzog versprochen, sehr schnell viel Geld einzutreiben. Bauer, hast du schon angefangen mit der Ernte?«

»Ein Feld habe ich abgeerntet, wie es befohlen war, Herr Professor. Soldaten kamen und haben es kontrolliert. Aber die Körner sind noch unreif, und niemand will sie kaufen.«

Der Professor wendet sich an die anderen Leute, die

sich inzwischen angesammelt haben: »Und ihr? Seid ihr auch Bauern?«

»Ich bin Waldbauer«, sagt ein kräftiger Mann mit schwarzem Bart. »Von mir wird verlangt, dass ich Bäume fälle, die noch zu jung sind. Das ist ein großer Verlust, denn sie bringen nicht viel Geld. Eigentlich müssten sie noch einige Jahre wachsen.«

Ein anderer ruft: »Und ich soll meine Schweine schlachten, die noch gar nicht ausgewachsen und gemästet sind, nur damit es schneller geht. Aber es ist so wenig Fleisch dran.«

Ein junger Mann mit Lederkleidung hebt seine Armbrust hoch. Erich fasst schon den Spieß fester, weil er fürchtet, der Mann will schießen. Aber er beschwert sich nur: »Ich bin Pelztierjäger, Prinzessin. Ich soll Pelze abliefern. Aber die Tiere haben doch jetzt ihren Sommerpelz. Der ist nichts wert. Ein guter Pelztierjäger wartet bis zum Winter.«

»Das ist ja schrecklich, was ihr mir da alles erzählt!«, ruft die Prinzessin.

Der Professor mahnt: »Aber geht jetzt nach Hause! Erntet noch keine Felder und fällt keine jungen Bäume! Schlachtet keine mageren Tiere und erlegt keine Tiere im Sommerpelz! Wartet geduldig, wie es sich gehört!«

»Aber die Soldaten ...«

»Und der Minister Raffini ...«

»Wir wollen nicht ins Gefängnis!«, schreien alle durcheinander.

»Beruhigt euch! Die Prinzessin wird dafür sorgen,

dass die Befehle zurückgenommen werden. Und nun geht!«

Emil und Erich, die beiden Wachsoldaten, drängen die Leute zur Seite, und Prinzessin und Minister gehen weiter.

»Erlaubt mir noch eine Frage, Herr Minister!«, ruft ein Mann aus der Menge. »Es geht um das Schiff für den Großherzog.«

»Komm her!«, ruft ihm der Professor zu.

Der Mann tritt heran, und Erich lässt ihn vorbei.

»Ich bin Meister auf der Werft«, sagt der Mann. »Ich habe Befehl bekommen, mit dem Bau des Schiffes anzufangen.«

»Schon?«

»Ja, viel zu früh, Herr Minister. Für so ein großes Schiff haben wir nicht genug Holz liegen.«

»Da könnt ihr doch welches kaufen«, meint der Professor.

»Das haben wir auch schon getan. Aber das Holz ist zu frisch. Für so ein Schiff können wir nur Holz nehmen, das lange gelagert hat. Das frische Holz ist ganz ungeeignet. Das Schiff könnte davon kaputtgehen und mit Mann und Maus untergehen!«

»Hat euch Baron von Raffini den Befehl gegeben, mit frischem Holz anzufangen?«

»Ja. Er sagte, der Großherzog brauche dringend das Schiff. Er könne unmöglich ein Jahr länger warten, nur weil das Holz nicht abgelagert sei. Die Stämme sollen sich gefälligst ein bisschen beeilen mit dem Trocknen.«

»Was für ein Unsinn!«, stöhnt Professor Pfiffikus.

Die Prinzessin sagt: »Meister, wartet noch mit dem Schiff. Tut es so, wie Ihr es für richtig haltet mit Euren Kenntnissen. Ich übernehme die Verantwortung.«

Es ist wirklich gut, dass es im Großherzogtum Sabataba eine Prinzessin gibt, die ihrem Vater alles sagen kann. An diesem Abend gibt es ein langes, ernstes Gespräch unter vier Augen. Zwei jungen, hübschen Augen und zwei, die erst enttäuscht gucken, dann vor Schreck ganz weit und schließlich vor Scham ganz klein werden.

»Jeder muss Geduld lernen«, sagt leise, aber eindringlich die Tochter. »Auch du, mein lieber Herr Vater. Der Bauer, der Holzfäller, der Pelztierjäger – sie alle müssen warten können. Meinst du, nur ein Großherzog braucht das nicht? Alles dauert eben seine Zeit, und wer nicht lernt, seine Ungeduld zu beherrschen, der ist zu keiner vernünftigen Arbeit fähig.«

»Sprich nicht weiter, mein Kind! Ich schäme mich ja so! Ich bin ein schlechter Großherzog!«

»Na ja«, meint seine Tochter versöhnlich, »wer seine Fehler einsieht und guten Rat annimmt, kann so schlecht nun auch wieder nicht sein.«

»Danke für deinen liebevollen, guten Rat, mein Kind! Wenn ich dich nicht hätte, wäre schon manches Unglück über unsere schöne Insel hereingebrochen.«

»Wenn ein Herrscher falsch entscheidet, ist es viel schlimmer, als wenn ein Bürger einen Fehler macht. Darum muss einer, der viel zu sagen hat, auch viel auf andere hören.«

Der kleine Großherzog nickt. »Ja, ja«, murmelt er. Dann hebt er den Kopf und sagt mit plötzlich ganz fes-

ter Stimme: »Ich habe gerade beschlossen: Das Schiff wird vorläufig noch nicht gebaut!«

Die Prinzessin lächelt ihren Vater an. »Dann musst du eben bei deinem Thronjubiläum mit der Kutsche über Land fahren. Das ist doch auch schön! Nimmst du mich mit?«

»Aber natürlich, mein gutes Kind! Ich brauche dich doch!«

————— *Wie der kleine Großherzog
fast entführt worden wäre* —————

Diese Geschichte ist zum Teil spannend und zum Teil lustig. Und noch etwas: Sie zeigt, wie dumm es sein kann, wenn man denkt, es sei Krieg, dabei ist Frieden. So wie zwischen uns Menschen und Gott. Manche meinen, Gott hätte etwas gegen sie; darum wollen sie am liebsten gar nichts mit ihm zu tun haben. Dabei hat er doch längst mit uns Frieden geschlossen.

Wie ihr sicher wisst, haben Könige oder Kaiser meistens einen Sommersitz – ein schönes Schloss, in dem sie sich in den heißesten Monaten des Jahres aufhalten. Meistens steht so ein Sommerschloss in einer schönen Landschaft und vor allem in einer Gegend, wo es nicht so drückend heiß ist.

Der kleine Großherzog hat kein richtiges Sommerschloss. So reich ist das Großherzogtum Sabataba nicht, dass es sich zwei Schlösser leisten könnte. Aber etwas anderes gibt es, das den gleichen Zweck erfüllt.

Auf einem Hügel südlich der Hauptstadt steht ein Pavillon. Es ist ein achteckiges Gebäude ohne ein zweites Stockwerk drauf, nur mit einem spitzen Dach. Es hat Fenster nach allen Seiten. Nach Norden sieht man in der Ferne das Schloss und den Hafen, nach Osten blickt man aufs Meer, im Süden sind große Wälder, und im Westen weiden Kühe und Schafe auf hügeligen Wiesen.

Wenn es sehr heiß ist, kann man die Fenster rundherum öffnen. Dann sitzt man wie im Freien, nur unter einem Schatten spendenden Dach, und ein frischer Wind vom Meer her schafft angenehme Kühlung.

Heute hat der kleine Großherzog wieder einmal seine Regierungsgeschäfte hierher verlegt, wie er das oft im Sommer tut. Die Kutsche steht unten am Hügel, die Pferde sind ausgeschirrt und weiden, der Kutscher schläft, die Wache – bestehend aus dem langen, dünnen Emil und dem kleinen, dicken Erich – schreitet wachsam auf und ab, und die Prinzessin spielt mit einem der jungen Lämmer. Oben auf dem Hügel aber, im Sommerpavillon, sitzt der kleine Großherzog mit seinen beiden Ministern und brütet über schweren Regierungsproblemen.

»Bei dieser schönen Aussicht habe ich immer Mühe, mich auf Eure Papiere zu konzentrieren, Herr Baron. Wo waren wir gerade?«

»Bei den Steuern, Hoheit«, erinnert der Erste Minister, Baron von Raffini.

»Ach ja, immer diese Steuern. Eine lästige Angelegenheit! Und sie machen uns so unbeliebt.«

Raffini zuckt bedauernd die Achseln. »Leider können wir nicht darauf verzichten, Hoheit.«

Der kleine Großherzog seufzt. »Ich weiß, ich weiß. Also dann ...«

Professor Pfiffikus, der Zweite Minister, rollt ein Papier aus.

»Hier habe ich eine Aufstellung der Einkünfte vom

vergangenen Jahr. Darf ich die geschätzte Aufmerksamkeit von Hoheit einmal auf diese Zahlen lenken. Hier wird deutlich, dass der Handel im Oktober ...«

Der Professor stockt, und der Großherzog fragt: »Warum spricht Ihr nicht weiter, Pfiffikus?«

»Ich meinte, ein merkwürdiges Geräusch unter uns zu hören.«

Baron von Raffini lächelt herablassend. »Unter uns ist nichts, Professor. Noch nicht einmal ein Keller. Nur Erde und ein Fußboden aus Brettern.«

»Nun denn«, nimmt der Zweite Minister sein Thema wieder auf. »Der Handel hat im Oktober des vorigen Jahres stark nachgelassen, weil wegen des Wetters kaum noch Schiffe fahren. Dadurch haben sich unsere Steuereinnahmen in diesem Bereich vermindert. Auf der anderen Seite ...«

Er stockt wieder. Jetzt hören es auch die anderen: Irgendetwas poltert unter ihnen.

»Ich habe es auch gehört«, stellt der kleine Großherzog fest.

Raffini meint: »Vielleicht haben Tiere sich den schmalen Zwischenraum zwischen der Erde und dem Bretterboden als Wohnung ausgesucht.«

»Also«, fährt der Zweite Minister fort, »die Steuern sind im Bereich Handel zurückgegangen, während sie insgesamt leicht gestiegen sind. Es wäre zu überlegen, Hoheit, ob wir nicht Maßnahmen ergreifen sollten, die den Handel fördern. Ich denke da, wenn Hoheit mir einen Vorschlag erlaubt, an eine neue ...«

Plötzlich ertönt ein lautes Krachen. Im gleichen

Augenblick brechen die Fußbodenbretter auf. Mit einer dicken Eisenstange wird von unten dagegengestoßen. Alles splittert, und im Nu ist knapp neben der Mitte des Pavillons ein Loch entstanden.

Ehe die drei vornehmen Männer sich von ihrem Schreck erholen können, springt ein Mann heraus. Er ist sehr dreckig, an den Kleidern und im Gesicht. Im Gürtel steckt ein Dolch. Er packt den kleinen Großherzog, der sich vor Schreck gar nicht wehrt, und stößt ihn in das Loch hinunter. Die Minister sehen, dass andere Arme ihn dort auffangen. Dann springt der Fremde hinterher und ist verschwunden.

Das alles ging so schnell, dass die Minister, als sie aus ihrer Erstarrung erwachen, gar nicht wissen, ob sie geträumt haben oder ob das Wirklichkeit war. Aber das Loch ist da, und der Großherzog ist weg – es muss wohl alles so passiert sein.

Die Prinzessin ruft vom Fuß des Hügels: »Was ist denn da oben für ein Lärm?«

»Wache!«, ruft der Professor. »Kommt schnell!«

»Nein!«, ertönt es auf einmal dumpf aus dem Loch herauf. »Keiner soll auf den Hügel kommen, sonst seht ihr euren Großherzog nie wieder!«

»Eine Entführung!«, stöhnt Raffini. »Nicht schon wieder! Wir haben doch kein Geld mehr!«

»Bleibt unten!«, ruft Professor Pfiffikus den Wachsoldaten zu.

Raffini wagt einen Blick in das Loch. Aber er kann nichts erkennen; es ist dunkel da unten.

Der Professor stolpert fast über ein gesplittertes

Brett, als er neben Raffini tritt. Er ruft hinunter: »Was wollt ihr?«

Dumpf klingt die Stimme von unten: »Wir wollen nur euren Großherzog entführen.«

»Aber warum? Er hat euch doch nichts getan!«

»Mein Fürst hat es mir befohlen. Und ich führe alle Befehle meines Fürsten gehorsam aus.«

»Wer ist denn dein Fürst?«

»Es ist der erhabene und großmütige Marquis de Visage.«

»Ach, der Marquis! Warum hat er dir denn diesen Befehl gegeben?«

»Weil Krieg ist. Und es ist doch klar ...«

Der Erste Minister ruft dazwischen: »Komm doch mal herauf, wir verstehen dich so schlecht! Wir tun dir bestimmt nichts, solange ihr unseren Großherzog gefangen habt!«

Man hört Kratzen und Keuchen – dann erscheint der Kopf des Mannes über der Kante des Loches.

»Als der Krieg ausbrach, hat mir mein Fürst den Befehl gegeben, den Großherzog zu entführen. Da habe ich mir überlegt, wie ich das am besten machen könnte. Na, wie hättet ihr das wohl gemacht?«

Man sieht es seinem Grinsen an, dass er stolz ist auf seinen Plan. Professor Pfiffikus antwortet: »Darüber haben wir uns eigentlich noch keine Gedanken gemacht.«

»Ich aber! Ich wusste, dass der Großherzog im Sommer oft hier sitzt. Über die Wiese hätten wir nicht herkommen können. Da hätte uns die Wache bemerkt, und

der Großherzog wäre geflohen. Also haben wir einen Tunnel gegraben!«

»Einen Tunnel?«

»Ja!«, nickt der Mann stolz. »Von einer verschwiegenen Bucht an der Steilküste da unten bis hierher. Eine ziemliche Plackerei war das für meine vier Männer und mich. Ich bin ihr Leutnant.«

»Diese ganze weite Strecke habt ihr gegraben?«

»Jawohl! Und die Erde haben wir ins Meer geschafft. Eine großartige Leistung, nicht wahr? Und ich habe sehr genau gerechnet und gemessen, dass ich exakt hier auf dem Hügel rausgekommen bin! Gut, was?«

»Sehr gut ... äh – das heißt, nein, sehr schlecht ... äh ...«, stottert der Baron. Der Professor fragt: »Von welchem Krieg sprichst du?«

»Na, ich meine den Krieg zwischen euch und uns.«

»Aber es ist doch längst kein Krieg mehr!«

Raffini bestätigt: »Es ist schon seit viereinhalb Jahren Frieden!«

»Ha!«, lacht der Leutnant. »Friede? Dass ich nicht lache! Ihr wollt mich überlisten, damit ihr euren Großherzog wiederkriegt! Aber ich glaube euch nicht.«

»Aber es ist wahr!«, sagt der Erste Minister, und sein Kollege erklärt: »Vor fünf Jahren ist der Krieg ausgebrochen, aber er dauerte nur ein halbes Jahr.«

»Was heißt ›nur‹«, fügt der Baron noch hinzu, »er hat uns auch so schon Geld genug gekostet.«

Der dreckige Mann guckt sie mit großen Augen an. »Könnt ihr das beweisen?«

Der Professor sagt: »Gut, dass wir alle wichtigen

Unterlagen in der Kutsche mitgenommen haben, falls wir bei unseren Besprechungen etwas nachsehen müssen. Da ist auch der Friedensvertrag dabei. Ich lasse ihn raufbringen.«

»Aber der Kutscher soll ihn bringen, kein Soldat!«

Der Professor ruft hinunter: »Kutscher! Bring die große Kiste, die hinten an der Kutsche befestigt ist.«

Die Prinzessin ruft: »Was ist denn los?«

»Habt Geduld, gleich erfahrt Ihr alles, Prinzessin!«

Der fremde Leutnant erklärt: »Ihr müsst wissen, ich grabe schon seit fünf Jahren an dem Tunnel. Alles, was wir brauchten, haben wir mitgenommen. So waren wir die ganze Zeit da unten und haben nicht mitbekommen, was auf der Welt inzwischen passiert ist.«

»Und alles umsonst!«, stellt Raffini fest. »Fünf Jahre vergeblich geschuftet!«

Pfiffikus meint: »Die Arbeit hättet ihr euch wirklich sparen können! Wenn ihr auf den Äckern gegraben hättet statt darunter, hätte es wenigstens etwas genützt!«

Jetzt kommt der Kutscher keuchend den Hügel herauf und stellt die Kiste ab. Erstaunt und neugierig blickt er auf den Kopf, der da aus dem Fußboden herausguckt. »Geh wieder runter!«, befiehlt der Erste Minister, während sein Kollege in der Kiste wühlt.

Da hat er den Vertrag. »Kannst du lesen?«, fragt er den Fremden und hält ihm das Papier vor die Augen.

»Natürlich! Ich bin einer der besten Offiziere des edlen Marquis. Halt mal still! ›Vertrag ... Sabataba ... Grenzen zu achten ... Frieden entwickeln ... Beziehungen ausbauen ...‹ Tatsächlich! Ein richtiger Friedens-

vertrag. Und da unten das Siegel meines Herrschers Marquis de Visage! Und das Datum? Das darf doch nicht wahr sein! Drei Wochen, nachdem wir mit Gräben anfangen, war schon wieder Friede!«

»Das hätten sie euch aber auch mitteilen können«, meint Baron von Raffini.

»Na ja, es wusste ja keiner, wo wir waren.«

»Ach so.«

»Du tust uns richtig leid«, sagt der Professor, »dass du viereinhalb Jahre deines Lebens unter der Erde zugebracht hast! Und völlig umsonst!«

»Komm jetzt wenigstens raus!«, schlägt der Baron vor.

»Schrecklich! Es ist Friede! Furchtbar!«, jammert der Leutnant, während er aus dem Loch gekrochen kommt. Gleich anschließend taucht der Kopf des kleinen Großherzogs auf. »Tröste dich, guter Mann! Ich schenke dir ein Goldstück. Und ich lasse dich mit deinen Männern wieder in dein Land zurückbringen. Auf meine Kosten. Da werdet ihr sicher als Helden gefeiert.«

»Oder als Dummköpfe verspottet«, seufzt der Leutnant und hilft dem Großherzog heraus. Raffini fasst auf der anderen Seite an. Danach kommen die anderen vier Soldaten heraus, alle genauso dreckig wie ihr Offizier; alle blinzeln wegen der plötzlichen Helligkeit.

»Wenn ihr wollt«, sagt der Großherzog, »könnt ihr aber auch bleiben. Tüchtige Soldaten kann ich immer gebrauchen. Wenn ihr aber lieber mit dem Spaten umgeht als mit dem Speiß, wo ihr nun so daran

gewöhnt seid, könnt ihr auch meinem Gärtner helfen, den Schlossgarten umzugraben.«

Der Professor sagt: »Aber zunächst mal laden wir euch zum Essen ein.«

»Eine gute Idee!«, bestätigt der kleine Großherzog. »Ihr habt sicher seit über vier Jahren kein frisches Obst mehr gegessen!«

»Offen gestanden«, sagt einer der Soldaten, »manchmal waren wir nachts an den Apfelbäumen dieser Gegend.«

Professor Pfiffikus ruft: »Ihr könnt alle heraufkommen. Und bringt den großen Picknick-Korb mit. Wir haben das glückliche Ende einer traurigen Militäraktion zu feiern.«

Eine Viertelstunde später sitzen zwölf Leute dicht gedrängt um ein kleines Tischchen, das sie genau über das Loch gestellt haben, damit niemand reinfällt. Der Großherzog freut sich mit seiner Tochter, dass noch mal alles gut gegangen ist. Die zwei Minister unterhalten sich schon wieder über Steuern. Die beiden Wachsoldaten beobachten die Tunnelgräber halb mit Misstrauen, halb mit Hochachtung. Der Kutscher nutzt die Gelegenheit, einmal am Tisch des Großherzogs eingeladen zu sein, und trinkt schon das vierte Glas Wein. Und die fünf fremden Soldaten klagen ihr Leid.

»Huhuhu«, jammert einer. »So was Verrücktes!«, schimpft ein anderer. Der dritte stöhnt: »Wenn wir das gewusst hätten!«, und der vierte: »Schrecklich! Über vier Jahre Frieden!«

Die Prinzessin meint: »Aber meine Herren! Es gibt doch nichts Schöneres als Frieden!«

Darauf sagt der Leutnant: »Aber es gibt nichts Schrecklicheres, als wenn Friede ist, und man weiß es nicht.«

————— *Wie der kleine Großherzog
das Danken lernte* —————

Die Geschichte muss ich nicht erklären. Es weiß doch jeder, dass man danken soll, wenn einem geholfen wird. Du weißt es doch auch, oder? Denk dran, dass du auch Gott sehr viel zu danken hast!

Eines Tages ist der kleine Großherzog mit der Kutsche unterwegs. Seine beiden Minister begleiten ihn. Sie müssen am anderen Ende der großen Insel Sabataba nach dem Rechten sehen.

Nun sind leider die Straßen im Großherzogtum nicht besonders gut. Warum soll man auch viel Geld für den Straßenbau aufwenden, wo doch sowieso kaum Kutschen unterwegs sind! Für die schweren Wagen der Bauern sind die holprigen Wege gut genug. Die meisten Menschen auf dieser schönen großen Insel wohnen sowieso an der Küste und fahren mit Booten von Ort zu Ort.

Der kleine Großherzog aber muss mit der Kutsche fahren, weil er auch die Dörfer im Inneren der Insel besuchen will. Leider hat es geregnet. Jedes Mal, wenn die Kutsche durch ein Loch fährt, spritzt es hoch auf.

»Au! Oh!«, stöhnt der kleine Großherzog bei jedem Rumpeln. Der Rücken tut ihm weh und natürlich auch die Stelle, wo der Rücken endet – die Stelle, auf der selbst der vornehmste Großherzog sitzen muss. Die beiden Minister würden gern auch stöhnen, aber sie

beißen die Zähne zusammen, weil sich das in Gegenwart des Großherzogs nicht gehört. Plötzlich gibt es einen besonders schweren Schlag, und die Kutsche sitzt fest.

»Au!«, stöhnt der kleine Großherzog und stemmt sich von der Seitenwand der Kutsche ab, die ganz schief steht.

»Was ist los?«, ruft Baron von Raffini, der Erste Minister, zum Kutscher hinauf.

»Wir stecken fest!«, antwortet der weinerlich.

»Dann treib die Pferde an!«

»Jawohl, Herr Baron.« Laut ruft der alte Kutscher »Hü« und »Ho« und auch noch ein paar Schimpfworte, die ich hier lieber nicht wiedergeben will, und auch einige Schmeichelworte für seine lieben Pferdchen. Die legen sich auch gewaltig ins Geschirr, aber die Kutsche rührt sich nicht von der Stelle.

»Warum bist du auch da hineingefahren!«, schimpft der Erste Minister.

»Seid gnädig mit ihm, verehrter Baron von Raffini!«, mahnt Professor Pfiffikus, der Zweite Minister. »Er hat sicher nicht sehen können, wie tief das Loch war, weil es voller Wasser stand!«

Der Kutscher beugt sich von seinem hohen Sitz herunter und schaut zum Fenster herein ins Innere der Kutsche.

»Verzeiht, Hoheit, aber dem Loch konnte ich nicht ausweichen, weil es fast die ganze Straßenbreite einnimmt.«

»Schade«, sagt der Großherzog nur. Aber wie man

aus dieser Lage wieder herauskommen kann, weiß er auch nicht.

Baron von Raffini weiß es aber – oder er glaubt es zu wissen: »Du Dummkopf! Steig herab und schiebe! Greife in die Speichen des Rades!«

»Das geht nicht, Herr Baron, ich muss doch die Pferde antreiben!« Der Kutscher muss sich wieder gerade hinsetzen. Ihm wird leicht schwindelig, wenn er den Kopf so weit runterbeugt. Professor Pfiffikus sagt: »Außerdem ist er alt und hat wahrscheinlich nicht die Kraft dazu.«

»Er geht bald in Pension!«, ergänzt der Großherzog. Was nun?

Auf einmal hören sie jemanden von Weitem rufen: »Na, gibt es Schwierigkeiten?«

Alle drei Männer in der Kutsche und auch der obendrauf schauen in die Richtung. Sie sehen einen Bauern auf sich zukommen, der anscheinend auf dem Feld gearbeitet hat. Der kleine Großherzog streckt den Kopf aus dem Kutschenfenster und ruft: »Wir stecken fest, wie du siehst. Komm und schiebe ein bisschen!«

»Am besten greifst du in die Speichen!«, rät Baron von Raffini. Der Bauer brummt: »Ob du's glaubst oder nicht, ich habe schon öfter Wagen geschoben und weiß, wie man's macht.«

Professor Pfiffikus sagt: »Es wäre wirklich sehr freundlich, Herr Bauer, wenn Ihr uns ...«

»Ich werd verrückt!«, unterbricht ihn der Bauer und starrt auf den Kopf mit der Krone. »Du bist wohl der Großherzog! Na, dann will ich mal anpacken. Ich bin

sowieso dreckig, da macht es mir nichts aus, in den Schlamm zu steigen. Kutscher, treib die Pferde an!«

Der kräftige Mann stemmt sich gegen die Speichen, die kräftigen Pferde ziehen, angetrieben von kräftigen Rufen, und in der Kutsche halten alle kräftig die Luft an; das muss ja klappen! Tatsächlich – das große Rad rollt aus dem Loch; die Kutsche steht gerade und ist frei.

Der kleine Großherzog streckt den Kopf aus dem Fenster.

»Das war gut! Vielen ...«

Aber Baron von Raffini unterbricht ihn: »Pssst, Hoheit! Ihr wollt doch nicht etwa dem Bauern danken!«

»Doch ... das wollte ich.« Er zieht den Kopf wieder herein. »Soll ich nicht?«

»Aber nein, Hoheit! Der ist doch Euer Untertan. Er muss Euch helfen! Es ist unter Eurer Würde, Euch bei ihm zu bedanken. Zumal er Euch auch noch mit ›Du‹ angesprochen hat.«

»Hm. Wenn Ihr meint, Baron ... nun, jetzt ist es sowieso zu spät.«

Die Kutsche ist nämlich inzwischen weitergefahren.

Der Bauer sieht ihr nach und murmelt vor sich hin: »Na, er hätte ja wenigstens ›Danke‹ sagen können!«

Einige Tage später kommt die Kutsche des Großherzogs wieder hier vorbei. Wieder hat es geregnet. Und wieder bleibt das Gefährt in dem gleichen Schlammloch stecken. Nur eins ist anders: Der kleine Großherzog sitzt allein in der Kutsche.

»Hoheit!«, jammert der alte Kutscher.

»Ich sehe schon – wir stecken wieder fest. Ärgerlich!«

»Da drüben ist der Bauer wieder auf seinem Feld!«

Der Großherzog ruft, so laut er kann: »Bauer! He, Bauer! Komm her und hilf uns noch einmal!«

Der Mann aber lehnt sich auf seine Hacke, schaut herüber und schüttelt den Kopf.

»Aber ich bin der Großherzog!«

»Ist mir egal!«, ruft der Bauer.

»Bitte!«

»Nein«, muss sich der Großherzog anhören, »ich helfe dir nicht. Wenn Leute nicht ›Danke‹ sagen können, höre ich auch nicht, wenn sie ›Bitte‹ sagen.«

Natürlich ist der Großherzog wütend. Aber was soll er machen? Es gibt keine andere Lösung, als dass er selbst schiebt.

Er legt also seine Krone auf den Sitz, zieht den purpurroten Mantel mit dem Hermelinkragen aus, streift Schuhe und Strümpfe ab und krepelt die Hosenbeine hoch. Dann steigt er hinaus in den Schlamm. Stellt euch das mal vor: der Großherzog von Sabataba knietief im Matsch!

Allerdings – wenn ihr es nicht weitersagt, verrate ich euch ein Geheimnis: Ganz tief innen ist der kleine Großherzog gar nicht so unglücklich darüber. Denn als Kind hat er immer mal im Dreck spielen wollen und durfte es nie, weil er ja der Prinz war. So kann er jetzt mal sehen, wie das ist. So ganz unglücklich ist er also nicht. Das ändert sich aber, als er an den Speichen schiebt, dabei ausrutscht und der Länge nach in den

Matsch fällt. Wenn das seine Untertanen sehen könnten! Oder sein Hofstaat! Gut, dass außer Bauer und Kutscher niemand in der Nähe ist.

Und wir natürlich. Wir beobachten das alles. Aber wir wenden uns mal lieber ab und lassen den kleinen Großherzog mit seinem Dreck und seinem Ärger allein. Wir gucken erst wieder hin, als er zu Hause aus der Kutsche steigt und in sein Schloss rennt und die Prinzessin ihn anstarrt: »Aber Herr Vater! Du siehst ja aus wie ein Kanalarbeiter!«

»Dieser freche Bauer!«, schimpft der kleine Großherzog, während er seine dreckverkrusteten Sachen auszieht. »Kammerdiener! Bereite mir ein Bad!«

»Was für ein Bauer?«, fragt die Prinzessin.

»Er hätte unsere Kutsche gut aus dem Schlamm schieben können. Das hat er ja beim letzten Mal auch gemacht. Aber dieser unverschämte Kerl lässt seinen obersten Herrscher selbst in den Dreck steigen und schuftet und guckt seelenruhig zu! Nur, weil ich ihm beim ersten Mal nicht gedankt habe.«

Da lacht die Prinzessin. »Du hast ihm nicht gedankt? Na, dann hatte der Bauer aber ganz recht! Wer nicht ›Danke‹ sagen will ...«

Es gibt noch ein langes Gespräch an diesem Abend. Mehr und mehr geht dem kleinen Großherzog dabei auf, dass Undankbarkeit, Stolz und Gleichgültigkeit schlimmer sind als Straßendreck und dass es nicht reicht, wenn Haut und Kleider sauber sind.

Einige Tage später fährt der kleine Großherzog zusammen mit seinem Ersten Minister noch einmal

diese Strecke und – ratet, was passiert! Richtig! Sie bleiben wieder stecken!

»Schon wieder dieses schreckliche Loch!«, schimpft der Großherzog. »Baron von Raffini, veranlasst doch endlich, dass es ausgebessert wird!«

»Sehr wohl, Hoheit. Aber in diesem Fall ist es kein Problem, denn da drüben sehe ich den Bauern auf uns zulaufen.«

Tatsächlich, von seinem Feld kommt der Bauer angerannt.

»Ich helfe schon«, ruft er von Weitem. Ihm ist nämlich nach dem letzten Zwischenfall der Gedanke gekommen, dass er für seine Frechheit bestraft werden könnte.

Als er näher kommt, fügt er keuchend hinzu: »Ich bitte, mir zu verzeihen, Herr Großherzog, dass ich neu-lich nicht ...«

»Nein, Bauer!«, unterbricht ihn der kleine Großherzog. »Geh du nur wieder auf dein Feld. Und besuche mich heute Abend in meinem Schloss. Zieh dir aber was Sauberes an, damit meine schönen Teppiche nicht dreckig werden. Und Ihr, Raffini, steigt hinunter und schiebt!«

»Ich?«, fragt der Baron und Erste Minister. »Verzeiht, Hoheit, ich fürchte, ich habe nicht richtig verstanden.«

»Ihr habt sehr wohl verstanden. Der Bauer hat einmal geschoben, ich einmal, und nun seid Ihr dran.«

Ja, da bleibt dem großherzoglichen Minister nichts anderes übrig, als in den Schlamm zu steigen und das Gefährt wieder flottzumachen. Es bringt ihm eine

daumendicke Dreckschicht auf den Beinen und zwei Wochen schlechte Laune ein.

Als am Abend die Sonne versinkt, kommt der Bauer in den Palast, zitternd vor Angst, denn er befürchtet eine harte Strafe. Barfuß steht er da, denn andere als die dreckigen Arbeitsstiefel hat er nicht, und er will ja die Teppiche nicht beschmutzen.

»Ich bin der Bauer Linsengrün. Ihr habt mich herbestellt, großherzogliche Hoheit.« Am Tor hat er sich sagen lassen, wie man mit so einem hohen Herrn spricht, und hat es auswendig gelernt.

»Ah, Ihr seid es, mein lieber Bauer. Sagt mal, was wäre ein gerechter Lohn für die Mühe, eine Kutsche aus dem Schlamm zu schieben?«

»Ich schätze mal, ein kleines Kupferstück.«

»So wenig?«

»Nun, angenommen, es handelt sich um die Kutsche eines Großherzogs, dann könnte auch ein kleines Silberstück angemessen sein.«

»Hier habt Ihr drei Silberstücke«, sagt der kleine Großherzog freundlich und gibt ihm die drei Münzen.

»Aber Hoheit! Ihr seid zwar dreimal stecken geblieben, aber ich habe Euch nur einmal herausgeholfen.«

»Richtig!«, nickt der Herrscher. »Dafür ist die erste Münze. Die zweite gebe ich Euch, falls ich nochmals stecken bleibe und gerade kein Geld dabei habe. Und die dritte ist dafür, dass Ihr mir die Wahrheit gesagt habt, und zwar sehr deutlich.«

Bauer Linsengrün strahlt. »Vielen Dank, Hochzeit – äh – Hoheit! Vielen, vielen ...«

»Ich habe zu danken, mein Lieber! Außerdem machen die drei Silberstücke mich nicht arm. Im Gegenteil, wenn man danken lernt, macht das das Leben reicher.«

————— *Wie der kleine Großherzog
sich im Wald verirrt* —————

Hier kannst du lesen, was dabei herauskommt, wenn man eine genaue Wegbeschreibung hat, sich aber nicht danach richtet. Weil man meint, man wüsste es besser. Die zuverlässigste Wegbeschreibung für unser Leben hat uns Gott mit der Bibel gegeben.

Der alte Kutscher des kleinen Großherzogs ist nun in Pension, und der schwarze Mann aus Afrika sitzt auf dem Kutschbock. Er freut sich, dass er dem Großherzog dienen darf, weil der ihn aus der Sklaverei befreit hat. Außerdem macht es Spaß, die starken Pferde mit den Zügeln zu lenken. Der alte Kutscher hat ihm alles genau erklärt und ihn öfter mitgenommen.

›Kutscher sein ist herrlich‹, denkt der Afrikaner und knallt mit der langen Peitsche. Die Pferde traben noch ein bisschen schneller. ›Hui, ihr Pferde! Lauft! Der Großherzog muss zur Einweihung eines neuen Rathauses! Beeilt euch! In der Stadt gibt es auch einen großen Eimer Wasser und viel Hafer!‹ Und wieder lässt er die Peitsche knallen.

Das hätte der neue Kutscher aber nicht tun sollen. Auf diesem holprigen Weg sollte man langsam fahren! Eins der Räder kracht in ein Loch, es gibt einen heftigen Schlag, die Speichen splintern, und die Kutsche bleibt ruckartig stehen, sodass der kleine Großherzog nach vorn fliegt. Seine beiden Minister können ihn

glücklicherweise auffangen, weil sie mit dem Rücken in Fahrtrichtung gegessen haben.

Alle drei steigen aus und betrachten das Unglück.

»Auf diesem schlechten Weg so schnell zu fahren!«, schimpft Baron von Raffini. »Du bist schuld! Wie kann man nur so unvorsichtig sein! Nun sieh zu, wie du das Rad wieder in Ordnung kriegst!«

»Na, nun schimpft doch nicht so mit dem armen Kerl, Raffini!«, sagt der kleine Großherzog. »Davon wird es auch nicht besser! Und seht doch, unser neuer Kutscher ist unter seiner schwarzen Haut schon ganz bleich vor Schreck!«

»Entschuldigung, Hoheit«, kann der nur stammeln. Dann klettert er vom Kutschbock herunter.

Da stehen sie nun alle vier vor dem zerbrochenen Rad und wissen keinen Rat.

Schließlich seufzt der kleine Großherzog: »In drei Stunden beginnt die Einweihung des neuen Rathauses. Da muss ich unbedingt anwesend sein. Es ist nämlich mein Wahlspruch: ›Pünktlichkeit ist die Tugend der Großherzöge.«

Professor Pfiffikus meint: »Ich fürchte, wir können das Rad nicht reparieren. Da muss ein Fachmann dran.«

»Aber meine Einweihungsrede!«, empört sich der Großherzog.

Pfiffikus schlägt vor: »Könnt Ihr nicht eins der Kutschpferde nehmen, Hoheit, und damit vorausreiten?«

Aber Hoheit wehrt entsetzt ab. »Reiten? Und auch

noch ohne Sattel! Nein, nein, das ist nichts für mich. Schon als mein Vater wollte, dass ich es lerne, kam ich nicht mit den großen Tieren zurecht. Ich wusste nie, wo die Bremse ist und was man macht, wenn sie nicht tun, was der Reiter will. Das lerne ich im vorgerückten Alter auch nicht mehr. Nein, ich reite nicht.«

Raffini zeigt den Weg voraus: »Da kommt ein einsamer Wanderer.«

Alle vier sehen dem Wanderer hoffnungsvoll entgegen, als könnte der ihr Rad reparieren. Aber das ist natürlich Unsinn. Selbst wenn er ein Schmied oder ein Stellmacher wäre, könnte er es nicht, denn er hat kein Werkzeug bei sich.

»Guten Tag!«, grüßt er schon von Weitem. »Die Herrschaften haben wohl Pech gehabt?«

Baron von Raffini, der Erste Minister, sagt: »Dies ist der Großherzog von Sabataba, dem du gebührende Achtung schuldest, und wir sind seine Minister.«

»Ach«, antwortet der, »ich wusste gar nicht, dass unser Großherzog so schwarz ist.«

Raffini schimpft: »Dummkopf! Der schwarze Mann ist der Kutscher! Dieser Herr ist der Großherzog.«

»Ach, der Kleine?«

»Em ... äh ... also, er wird mit ›Hoheit‹ angesprochen ...«

Dem kleinen Großherzog dauert das alles zu lange. »Sage uns, Fremder: Wie weit ist es bis zum nächsten Stellmacher? Wir müssen unsere Kutsche reparieren lassen.«

»Der ist in der nächsten Stadt. Er hat seine Werkstatt

in der Nähe des neuen Rathauses, das heute eingeweiht werden soll.«

»Wie lange geht man dahin zu Fuß?«

»Etwa fünf Stunden. Mit deinen kurzen Beinen, Herr Hoheit, vielleicht auch noch etwas länger.«

»Du unverschämter Kerl!«, empört sich der Baron.

»Wie sprichst du denn mit dem Großherzog!«

Aber der Mann wehrt sich: »Was schimpfst du denn so? Stimmt es etwa nicht, was ich gesagt habe? Aber wenn dir die Wahrheit nicht passt, dann sage ich eben gar nichts!« Und wütend stapft er davon.

Professor Pfiffikus läuft ihm nach. »Ärgere dich nicht, Fremder, der Herr Baron ist manchmal etwas mürrisch. Sage mir, gibt es nicht vielleicht eine Abkürzung? Weißt du, der Großherzog muss eigentlich in drei Stunden bei der Einweihung des neuen Rathauses sein.«

Der Wanderer bleibt stehen. Die freundlichen Worte des Professors haben ihn beruhigt. »In drei Stunden? Hm, das dürfte schwierig werden, ist aber zu schaffen. Ihr müsst über den Berg und durch den großen Wald.«

»Großartig, das machen wir!«

»Man kann sich aber leicht verlaufen. Ihr müsst euch genau nach meiner Wegbeschreibung richten. Am besten, du schreibst sie dir auf. Kannst du schreiben?«

»Das kann man wohl sagen!«, nickt der Professor. Er holt sich schnell sein Schreibzeug aus der Kutsche und notiert genau, was der Fremde sagt.

Kurz darauf sind die drei würdigen Herren unterwegs und zwingen sich mit ihren vornehmen Gewändern durchs Gebüsch.

Raffini meint: »Wäre es nicht besser, Hoheit, ich bliebe bei der Kutsche, und unser Kutscher begleitet Euch? Er ist noch jung und kräftig und ...«

»Nichts da, Raffini«, unterbricht der Großherzog, »es kann Euch nicht schaden, auch mal ein bisschen durch den Wald zu wandern. Und Ihr könntet sicher nicht die Pferde richtig versorgen.«

Mürrisch steigt der Baron hinter den anderen beiden her über umgefallene Baumstämme, durch Farnkraut und durch matschige Stellen. Bald sind ihre Schuhe völlig verdreckt, die seidenen Ärmel zerrissen und die Gesichter von Ästen und Dornen zerkratzt.

Am höchsten Punkt sinkt der kleine Großherzog ins Moos nieder und stöhnt: »Ich kann nicht mehr. Wir machen eine kleine Pause.«

»Eine ausgezeichnete Idee!«, stellt Pfiffikus fest und sackt neben seinem Herrscher nieder. »Ein glänzender Einfall, Hoheit. Darauf wäre ich alleine nie gekommen.«

Raffini lehnt sich an einen Stamm, sodass das Harz an seinem samtenen Wams klebt. »Aber wir haben nur noch eine gute Stunde, Hoheit, und der Weg ist noch weit. Und Pünktlichkeit ist die Tugend der Großherzöge, wie Ihr immer zu sagen pflegt.«

»Ich weiß selbst, wie ich immer zu sagen pflege! Aber jetzt muss ich mich erst ausruhen.«

Professor Pfiffikus, der Zweite Minister im Großherzogtum Sabataba, stemmt sich mühsam hoch, blickt sich um, studiert seine Notizen mit der Wegbeschreibung, sieht noch einmal über die Wälder, kratzt sich

überlegend am Ohr und sagt schließlich: »Ich habe eine Idee, Hoheit. Eine Abkürzung von der Abkürzung.«

»Was? Drückt Euch bitte klarer aus, Professor!«

»Der Mann hat gesagt ... Moment, hier steht es: Vor der großen Eiche rechts den Berg hinunter bis zum Bach. Dann dem Bach folgen, so wie er fließt, bis zur Hütte des Köhlers. Da hinten steigt der Rauch vom Meiler des Köhlers auf. Wir könnten gerade darauf zugehen und den Winkel abschneiden, den wir nach der Beschreibung wandern müssten.«

Der Großherzog seufzt: »Es wäre herrlich, wenn wir ein Stück Weg sparen könnten. Aber warum hat der Mann einen Umweg beschrieben?«

»Damit wir den Weg auch sicher finden. Er konnte ja nicht wissen, dass wir von hier aus schon die Rauchfahne sehen können.«

»Na, wenn Ihr meint ...«

Raffini hilft dem Großherzog wieder auf die müden Beine, und nun geht es den Berg hinunter. Eine halbe Stunde quälen sie sich durch Wald und Hecken, dann stehen sie auf einmal am Bach. Am Ufer sitzt eine Frau an einem kleinen Feuerchen.

»Hoheit! Ho ... hoheit!«, stottert der Professor Pfiffikus. »Das ... das ist gar nicht der Köhler! Diese Frau hat den Rauch verursacht!«

Der kleine Großherzog wäre vor Erschöpfung und Enttäuschung fast in den Bach gefallen, wenn Baron von Raffini ihn nicht gehalten hätte. »Was machst du hier?«, ruft der Erste Minister. »Weißt du nicht, dass es verboten ist, im Wald Feuer zu machen?«

Die Frau wird ganz ängstlich bei den strengen Worten und sagt: »Verzeihung, mein Herr, ich sammle Beeren und habe mir nur gerade eine Wurst gebraten, weil ich so Hunger hatte.«

Raffini schimpft weiter: »Eine Frechheit, uns so in die Irre zu führen!«

Pfiffikus fragt die Frau: »Wo geht es denn hier zur Stadt?«

»Da seid ihr hier verkehrt! Folgt dem Bach bis zur Hütte des Köhlers, da beginnt der Weg ins Tal.«

»Oooh!«, stöhnt der Professor auf. »Wir sind ganz verkehrt! Jetzt sehe ich's: Der Bach fließt in *die* Richtung – anders, als ich dachte. Es tut mir leid, Hoheit.«

Baron von Raffini schimpft weiter: »Das haben wir nun davon, dass wir auf Euch gehört haben, Professor! Diese Gelehrten müssen doch immer alles besser wissen!«

Aber der kleine Großherzog verteidigt seinen Zweiten Minister. »Seid still, Raffini! Ich habe nicht gehört, dass Ihr etwas gegen den Vorschlag des Professors einzuwenden hattet. Wir sind eben alle auf diesen Irrtum hereingefallen. Wir hätten uns lieber genau an die Wegbeschreibung halten sollen! Aber jetzt schnell weiter! Denn Pünktlichkeit ist die Tugend der Großherzöge.«

Sie schleppen sich also mühsam weiter, die drei. Wer weiß, ob sie es überhaupt bis in die Stadt geschafft hätten, wenn nicht der Köhler seinen Esel vor den zweirädrigen Karren gespannt hätte, um die drei Männer ins Tal zu bringen – gegen ein gutes Goldstück, versteht sich. So lädt er also auf dem Marktplatz statt Holzkohle

einen kleinen Großherzog und zwei Minister aus seinem Karren.

Da stehen viele Leute herum, die schon lange auf die vornehmen Gäste warten, damit endlich das Rathaus eingeweiht werden kann. Sie wollen nicht so recht glauben, dass dieses Männchen in zerrissenen und kohlegeschwärzten Kleidern der Großherzog sein soll. Aber der Bürgermeister, der seinen Herrscher von Angesicht kennt, wischt ihm mit seinem Halstuch Kohlenstaub, Schweiß und einige von den Dornen herrührende Blutstropfen aus dem Gesicht, erkennt ihn zweifelsfrei wieder und begrüßt ihn mit Handschlag. Dabei wird seine Hand allerdings auch schwarz.

Das Volk wundert sich sehr, als der Bürgermeister den Großherzog ankündigt und daraufhin ein kleiner, dreckiger Mann ans Rednerpult tritt. Der sieht aus, als wenn ein lustiger Schauspieler auf dem Jahrmarkt sich als Großherzog verkleidet hätte.

Mit schwacher Stimme, die nur von den ganz vorne Stehenden zu verstehen ist, bringt der kleine Großherzog mühsam hervor:

»Liebe Untertanen! Wir sind hier ... wir sind hier pünktlich und tugendhaft versammelt, um ... äh ... was war noch gleich der Anlass? Ach ja, um die Grundsteinlegung – nein – die Einweihung ... äh, also, hiermit erkläre ich das Dingsda für eröffnet ... äh, das Rathaus. Und wo wir gerade vom Rathaus sprechen – ich gebe euch noch einen guten Rat mit nach Haus: Wenn euch einer einen Rat gibt, wie ihr nach Hause kommt oder sonst wohin, dann haltet euch genau daran! Meint

nicht, ihr wüsstet immer alles besser! Wo's langgeht, weiß immer der am besten, der den Weg schon mal gegangen ist. Sonst verirrt ihr euch am Ende! Ach, Bürgermeister, wenn ich nicht irre, steht da hinten ein Grill. Könnten wir den nicht jetzt mal anwerfen, um Würstchen zu braten? Ich glaube, das ist besser als Reden.«

Da jubeln die Leute auf dem Marktplatz. Noch nie haben sie von einem hohen Herrn so eine komische, aber vor allem kurze Rede gehört mit so einem angenehmen Schluss.

————— *Wie der kleine Großherzog
sich beschenken lassen musste* —————

Vieles können wir selbst, das Wichtigste aber nicht. Das Wichtigste für unser Leben ist, dass Gott mit uns zufrieden ist, uns lieb hat und uns am Ende einmal in seinen Himmel aufnimmt. Das können wir nicht selber machen. Oder kaufen. Das bekommen wir von Gott geschenkt. Können wir da gar nichts dafür tun? Doch – es annehmen und Danke sagen.

Constanze Dorothea Sybille Erbprinzessin von Sabataba ist krank. Niemand weiß genau, was ihr fehlt und wie ihr geholfen werden kann. Da sie keine Mutter mehr hat – die Großherzogin ist schon vor vielen Jahren gestorben –, mühen sich Ammen und Dienerinnen um sie, machen ihr heiße Umschläge und kalte Wadenwickel, flößen ihr bitteren Tee ein und Hafergrütze, die sie aber wieder von sich gibt. Es nützt alles nichts – sie wird immer schwächer und schwächer.

Trauer breitet sich aus im Schloss, in der Stadt, im ganzen schönen Land Sabataba. Keine Musik und kein Lachen sind zu hören im Palast, und die Wachen und Diener, Mägde und Köche, Schreiber und Gärtner flüstern nur noch miteinander.

Da fällt es besonders auf, als eines Tages der Zweite Minister Professor Pfiffikus laut rufend die Marmortreppe hinaufstürmt und in den Thronsaal stürzt. »Hoheit!«, ruft er. »Ich hab's! Ich weiß, was Eure tod- kranke Tochter gesund machen kann: die Kesselnessel!

Ein Kollege von mir, ein berühmter Medizinprofessor, hat es mir geschrieben.«

»Wirklich?« Der kleine Großherzog ist mit nassen Augen im Thronsaal auf und ab gegangen. Jetzt weiß er noch nicht so recht, ob er neue Hoffnung haben kann oder ob dies auch wieder nur in einer Enttäuschung endet, wie er schon so manche erlebt hat.

»Ja! Bestimmt!«, beteuert der Professor und schlägt ein dickes Buch auf, das er mitgebracht hat. »Die Prinzessin hat eine ganz seltene Krankheit. Dagegen gibt es nur ein einziges Mittel, nämlich einen Tee, den man von Blättern und Stängeln der Kesselnessel kocht, lateinisch *nessulum eimerensis*.«

»Wunderbar! Großartig, Professor! Endlich ein Hoffnungsschimmer!« Fast wäre der kleine Großherzog seinem Minister vor Freude um den Hals gefallen, aber im letzten Moment hält er sich doch noch zurück, weil Großherzöge so etwas eigentlich nicht tun. Stattdessen stürmt er zur Tür. »Ich werde sofort veranlassen, dass ein solcher Tee gekocht wird.«

»Es tut mir leid, Hoheit, aber es gibt da ein Problem.«

»Ein Problem?«

»Ja, Hoheit. Die Kesselnessel, lateinisch *nessulum eimerensis*, ist äußerst selten. Einige Wissenschaftler meinen sogar, sie sei schon ganz ausgestorben.«

»Das ... das wäre ja ... das ist ja ... Professor! Schickt meine Armee ins Land hinaus! Und alle Bediensteten des Schlosses und alle Beamten! Man soll die ganze Insel durchkämmen, jeden Fußbreit Boden ...«

»Das wird nicht nötig sein, Hoheit. Die Kesselnessel

wächst nur in mindestens zweitausend Metern Höhe. Man brauchte also nur auf den hohen Bergen zu suchen. Aber ob sie da noch zu finden ist ...?«

»Sie muss gefunden werden! Schreiber!« Der Gerufene kommt herein.

»Hefte einen Zettel an alle Rathäuser auf unserer Insel und lass es überall ausrufen: Alles Volk soll helfen, die Kesselnessel zu suchen. Lass dir von Professor Pffikus die Beschreibung der Pflanze geben und verbreite sie in meinem ganzen Großherzogtum. Ich zahle fünfhundert große Goldstücke für jede Kesselnessel, lateinisch ... äh ...«

»*Nessulum eimerensis*.«

»Genau die.«

»Aber meint Ihr nicht«, wendet der Professor ein, »dass fünfhundert große Goldstücke ein wenig zu viel sind für eine Nessel? Wenn nun jemand ein ganzes Feld findet?«

»Das ist mir gleich! Vielleicht macht sich aber jemand auf die Suche und findet die Pflanze, der zu Hause geblieben wäre, wenn ich weniger verspreche. Also, Schreiber, beeilt euch!«

Am nächsten Tag setzt eine wahre Völkerwanderung ein. Viele Tausend Menschen machen sich auf in die hohen Berge, um sich die hohe Belohnung zu verdienen. Arme, die sich so eine riesige Summe gar nicht vorstellen können und für die sie das Ende aller Sorgen wäre, und Reiche, die noch nicht genug haben. Junge und Alte, Männer und Frauen. Manche suchen auch nicht für Gold, sondern um der Prinzessin zu hel-

fen, manchen macht es einfach Spaß. Wichtige Leute sind auf einmal nicht mehr da: Bürgermeister stellen das Verwalten ein, Polizisten lassen die Diebe laufen, Bauern lassen das Gras ungemäht auf den Wiesen stehen, weil sie die Kesselnessel suchen. Brautpaare können nicht heiraten, weil der Trauprediger und die Angehörigen in den Bergen sind. Der Fischmarkt verödet, weil die Fischer in den Bergen nach dem Heilkraut suchen statt im Meer nach dem Heilbutt. Lehrer kommen in leere Klassenzimmer, weil die Schüler, statt lesen zu lernen, nur Pflanzen auflesen wollen. Daraufhin folgen ihnen die Lehrer gleich ins Gebirge.

Auf manchen felsigen Steilhängen hoch da oben ist ein Betrieb wie samstags auf dem Markt. Manche Alm wird völlig zertrampelt, und falls da eine Kesselnessel gestanden haben sollte, findet sie jetzt niemand mehr. Findige Händler schlagen an den Gebirgsbächen in aller Eile Würstchenbuden auf, um die vielen Kesselnesselsucher zu verköstigen, und nehmen für ein Würstchen den Preis, den sonst ein ganzer geräucherter Schinken kostet.

Aber alles ist umsonst. Außer vierundvierzig Knöchelverstauchungen, vierzehn Beinbrüchen, fünf Fällen von totaler Erschöpfung, einem Fall von Höhenkollaps und zwei Vermissten-Meldungen (die sich aber glücklicherweise als unbegründet erweisen, als die Vermissten wieder auftauchen) – außer diesen Unglücksfällen kommt nichts dabei heraus.

Die Prinzessin wird immer schwächer, der Großherzog immer verzweifelter, die Bevölkerung der großen Insel Sabataba immer erschöpfter.

Schließlich verlassen die vielen Menschen ermüdet, hungrig und enttäuscht die Berge.

Spät in der dritten Nacht kommt Emil – der lange, dünne Wachsoldat des Großherzogs – einen steilen Hang herunter. Es ist längst dunkel, aber er hat eine Fackel in der Hand und leuchtet damit in alle Felspalten und unter alle Krüppelkiefern.

Emil will es einfach nicht wahrhaben, dass es keine Kesselnesseln mehr gibt und seine hochverehrte Prinzessin an ihrer Krankheit sterben soll. Seit drei Tagen sucht er nun schon, hat kaum etwas gegessen und ist dabei noch dünner geworden, als er ohnehin schon war.

Plötzlich wird er angesprochen. »He, du da!«

Emil schaut auf und sieht vor sich eine kleine Blockhütte stehen aus dicken, verwitterten Balken, mit einem Dach aus Holzschindeln, die mit Steinen beschwert sind. In der Wand ist ein kleines Fenster. Da schaut ein Mann heraus. Erkennen kann Emil nicht viel, weil es so dunkel ist. Aber als er mit der Fackel näher kommt, sieht er in ein altes, knorriges Gesicht, das fast völlig mit dem grauen Bart zugewachsen ist.

»Guten Abend«, grüßt Emil.

»Warum stöbern denn hier so viele Leute rum? Es war immer so schön einsam hier. Und auf einmal treten sich alle fast auf die Füße und vor allem auf mein Gemüsebeet. Ich habe schon überlegt, ob ich lieber in die Stadt ziehen sollte, um meine Ruhe zu haben.«

Emil erklärt es ihm. »Das hört jetzt wieder auf. Die Leute sind nur alle gekommen, weil sie eine Heilpflanze

suchten. Aber niemand hat sie gefunden. Anscheinend gibt es keine Kesselnessel mehr.«

»Das stimmt«, knurrt der Alte, »die ist fast ausgestorben. Hättet ihr mich gefragt, hätte ich euch gleich sagen können, dass es keine Kesselnessel mehr gibt. Nur noch bei mir im Garten.«

»Was?« Emil ist auf einmal hellwach. »Du hast Kesselnesseln in deinem Garten?«

»Reichlich. Es ist eine wichtige Heilpflanze. Das weiß ich von meiner Urgroßmutter. Die wusste es von ihrem Großvater. Als ich merkte, dass es immer weniger Kesselnesseln gab, habe ich welche in meinem Garten angepflanzt und besonders auf sie aufgepasst.«

»Mann, gib mir eine! Schnell! Oder besser mehrere!«

»Niemand kriegt meine Kesselnesseln! Ich habe sie extra angebaut für den Fall, dass ich mal krank werde.«

»Aber die Prinzessin ist krank, die süße Constanze Dorothea Sybille Erbprinzessin von Sabataba!«

»Ich kenne das Mädchen mit dem langen Namen nicht.«

»Die Tochter vom Großherzog, der auch über dich regiert!«

»Unsinn! Über mich regiert niemand. Ich wohne allein hier oben in den Bergen und tue, was ich will. Und du siehst ja, wie gut das ist – sonst gäbe es nämlich schon keine Kesselnessel mehr.«

»Aber guter Mann! Das ganze Volk sucht verzweifelt nach diesem Kraut, und du hast es und willst es nicht hergeben? Es gibt eine große Belohnung dafür! Fünfhundert große Goldstücke.«

»Kann man die essen?«

»Goldstücke? Nein, natürlich nicht!«

»Was soll ich dann damit?«

»Hör zu, ich erkläre ...«

»Es ist spät, ich will schlafen. Ich habe heute mit dir schon mehr geredet als in den letzten drei Jahren zusammen. Mir tut schon der Hals weh. Sag dem Regierer da unten, wenn er was von mir will, soll er selbst kommen!«

Der Fensterladen aus dicken Brettern kracht zu.

Dem treuen Wachsoldaten Emil bleibt nichts anderes übrig, als den Berg hinunterzusteigen. So schnell ihn seine langen, dünnen und nun auch noch ermüdeten Beine tragen können, läuft er los. Als er unten zu einem Bauernhof kommt, weckt er den Bauern und verspricht ihm eine reichliche Belohnung des Großherzogs, wenn er ihm ein Pferd leiht. Das tut der auch. Der Morgen tagt schon, als Emil im Schloss angeritten kommt, gleich in das Schlafgemach des Großherzogs stürzt und ihm alles erzählt.

Noch ehe die Sonne ganz aus dem Meer aufgetaucht ist, holpert eine Kutsche aus dem Schlosshof. Darin sitzt der Großherzog mit seinen Ministern. Emil sitzt oben neben dem Kutscher und schläft immer mal kurz ein, bis das nächste Schlagloch ihn weckt. Sein Freund und Kollege – der kleine, dicke Erich – steht hinten auf dem dafür vorgesehenen Brett.

Natürlich kann die Kutsche nicht bis hoch hinauffahren. Wo die Pferde es nicht mehr schaffen, steigen alle aus und wandern und klettern unter Emils Leitung

den Berg hinauf. Es ist schon Mittag, als sie endlich erschöpft dort ankommen.

»Hallo«, ruft Emil.

Nichts rührt sich.

»Vielleicht sollten wir zusammen rufen«, schlägt Professor Pfiffikus vor. Das ist eine gute Idee, finden die anderen, und sie rufen gemeinsam, dass das Echo von der Felswand zurückschallt, die sich hinter der Hütte erhebt: »Hallo!«

Das kleine Fensterchen öffnet sich, und der bärtige Alte schaut heraus. Er guckt eine Weile die Fremden an und staunt dann: »Mann, o Mann, seid ihr aber vornehm angekommen! Besonders der Kleine da!«

Baron von Raffini erklärt: »Dieser Herr ist der Großherzog von Sabataba.«

»Wie kann er denn Großherzog sein, wenn er so klein ist?«

Professor Pfiffikus ergreift schnell das Wort, ehe es vielleicht zum Streit kommt: »Bei einem Herzog entscheidet die Größe des Reiches, vor allem die Größe des Geistes, aber nicht die des Körpers. Wir sind nun nicht hier heraufgekommen, um über die Größe ...«

»Wegen der Kesselnessel!«, ruft der kleine Großherzog. »Lateinisch ... äh ...«

»*Nessulum eimerensis*«, ergänzt der Professor.

»Genau die. Man sagte mir, du hättest diese seltene Pflanze in deinem Garten.«

»Das stimmt«, brummt der Alte. »Es ist eine wichtige Heilpflanze. Ich weiß das von meiner Urgroßmutter, die wusste es von ihrem Großvater.«

»Wunderbar!«, freut sich der Großherzog und macht vor Freude einen kleinen Hüpfen. Eigentlich machen Großherzöge so etwas nicht, aber hier in den Bergen sieht es ja keiner. »Verkaufe mir ein paar Kesselnesseln! Für jede kriegst du fünfhundert Goldstücke!«

»Was soll ich mit so vielen Goldstücken? Hier oben kann ich sie doch nicht ausgeben. Also liegen sie mir nur im Weg rum in meiner kleinen Hütte. Außerdem brauche ich die Kesselnesseln selber, falls ich mal krank werde.«

Baron von Raffini sagt streng: »Was unterstehst du dich! Wie kannst du es wagen, dem Großherzog etwas zu verweigern! Unsere Soldaten holen sie einfach aus deinem Garten!«

Da wird der Alte richtig böse. »Wehe euch! Wenn einer unerlaubt mein Grundstück betritt, schütte ich die glühende Asche aus meinem Ofen auf die Kesselnesseln. Dann habe ich zwar keine mehr, aber ihr auch nicht!«

Der Großherzog ruft ganz entsetzt: »Nein, nein, tu das nicht! Niemand dringt gewaltsam bei dir ein. Aber sage mir, was kann ich denn tun, dass du mir ein paar Kesselnesseln gibst?«

Der Bärtige knurrt: »Bitten sollst du!«

»Bitten?«

»Ja, höflich und freundlich bitten. Vielleicht schenke ich sie dir dann.«

»Schenken? Aber das ist unmöglich, guter Mann! Ein Großherzog lässt sich doch nichts schenken! Das wäre unter seiner Würde!«

»Entweder geschenkt oder gar nicht!«

»Außerdem ist es gar nicht nötig!«, ruft der Großherzog. »Ich bin reich, jedenfalls viel, viel reicher als du, und kann dich gut bezahlen. Also, nenne mir den Preis!«

»Reich? Nein, du bist arm dran, weil deine Tochter krank ist.«

Professor Pfiffikus flüstert dem kleinen Großherzog ins Ohr: »Er hat recht, Hoheit. Bittet ihn doch einfach! Auch wenn es bei Großherzögen unüblich ist, von einem Untertan etwas zu erbitten, und wenn es vielleicht Euren Stolz kränken könnte – Ihr solltet diese Bitte aussprechen!«

»Aber ich kann doch nicht vor einem solchen armen Hinterwäldler ...«

»Bitte, Hoheit! Um Eurer Tochter willen!«

Man sieht dem kleinen Großherzog an, dass er mit sich selbst kämpft. Endlich aber überwindet er seinen Stolz und ruft zu dem Alten hinüber: »Bitte, lieber Mann, um meiner kranken Tochter willen – schenke mir einige von deinen Kesselnesseln!«

»In Ordnung!«, knurrt der. »Komm her! Du allein! Ich zeige dir, welche du dir pflücken darfst.«

Ja, so kommt also der kleine Großherzog endlich doch noch zu seiner Kesselnessel, lateinisch *nessulum eimerensis*. Überglücklich bedankt er sich bei dem knorrigen alten Mann, eilt mit seinem Gefolge zu Tal, rast mit der Kutsche nach Hause und wirft das Heilkraut eigenhändig in das Wasser, das die Diener in der Schlossküche schon seit Stunden am Kochen hiel-

ten. Und wirklich – als die Prinzessin den ersten Tee getrunken hat, geht es ihr schon etwas besser. Und nach sieben Tagen läuft sie wieder fröhlich durch den Schlosspark und singt:

»Erst lag ich im Bett todkrank.
Doch dann stieg ich, Gott sei Dank,
aus dem Bett und aus dem Sessel
durch die gute Kesselnessel.
Bin gesund und ganz wohlauf.
Manches kriegt man nicht durch Kauf!
Und darum haltet dieses fest:
Wohl dem, der sich beschenken lässt!«

————— *Wie der kleine Großherzog
einen Spiegelsaal einrichten ließ* —————

Es ist schrecklich, wenn ein Mensch immer nur sich selbst sieht, nur auf seinen Vorteil achtet und andere überhaupt nicht im Blick hat. Jesus hat nicht an sich gedacht, als er auf die Erde kam, sondern an dich und mich. Nun können wir von ihm lernen, auch an andere zu denken.

»Der Kaufmann ist jetzt da«, sagt Erich, der kleine, dicke Wachmann, und verbeugt sich. Das fällt ihm allerdings schwer, weil die Stelle seines Körpers, an der man bei einer Verbeugung gewöhnlich abknickt, dafür äußerst ungeeignet ist.

»Er soll hereinkommen«, antwortet der kleine Großherzog und geht auf die Tür zu. Es ist ein weiter Weg vom Thronsaal bis zur Tür. Darum steht der Gast schon drin, ehe der Gastgeber angekommen ist.

»Der bescheidene Kaufmann Melchior Kupfertaler entbietet der großherzoglichen Hoheit seinen untertänigsten Gruß«, sagt der Kaufmann umständlich und verbeugt sich so tief, dass Schnauze und Schwanz des Silberfuchspelzes, den er um den Hals trägt, den Boden berühren. Der Kaufmann ist zwar auch nicht gerade dünn, kommt aber doch besser runter als Erich.

»Willkommen, lieber Kaufmann Kupfertaler!«, sagt der kleine Großherzog. »Ich freue mich, dass Ihr meiner Einladung gefolgt seid. Nehmt doch bitte in einem dieser Sessel Platz. Ein Glas Wein?«

»Gern, wenn es nicht unverschämt erscheint und wenn Hoheit so gütig sein wollen ...«

»Wache, sage Bescheid, man möge uns Wein servieren!«

Der Kaufmann wartet, bis der Großherzog Platz genommen hat, wie es sich gehört, und dann setzt er sich auch.

»Ich bin doch sicher richtig unterrichtet«, beginnt der Großherzog das Gespräch, »dass Ihr gerade von einer weiten Reise zurückgekehrt seid?«

»Sehr wohl, Hoheit. Ich bin mit meinem Schiff Tausende von Meilen gesegelt und war fast zwei Jahre unterwegs.«

»Interessant! Erzählt mir etwas von fremden Ländern!«

»Nun, da könnte ich tagelang erzählen, Hoheit. Wo soll ich anfangen? Was interessiert Hoheit am meisten?«

Ein Dienstmädchen kommt herein und serviert dem Großherzog und seinem Gast Wein auf einem goldenen Tablett. Während das dunkelrote Getränk in den Gläsern perlt, erklärt der Großherzog: »Am meisten interessiert mich, wie die anderen Monarchen leben: Kaiser und Könige, Fürsten und Landgrafen und vor allem Herzöge. Ich fürchte, ich verpasse den Anschluss an die Mode, wo ich hier so allein auf meiner Insel sitze, der einzige Herrscher weit und breit. Darum habe ich Euch hergebeten. Wenn Ihr mir von Euren Reisen berichtet, kann ich ein wenig den Duft der großen, weiten Welt schnuppern.«

»Nun, ich will es gern versuchen, Hoheit, und danke für das Vertrauen, das Hoheit mir entgegenbringt.«

»Prost«, sagt der Großherzog und hebt sein Glas.

»Auf das Wohl von großherzoglicher Hoheit«, antwortet Kaufmann Kupfertaler und nippt an seinem Glas. Er schwitzt vor Aufregung und auch wegen des Silberfuchses um seinen Hals. Aber er weiß nicht, ob er ihn so einfach ablegen kann, ohne dazu aufgefordert zu sein.

»Nun«, beginnt er zu erzählen, »zuletzt war ich in Frankreich.«

»Ah, ja, meine Tochter lernt jetzt Französisch.«

»Bewundernswert! Ich habe dort edlen Marmor aus Italien abgeliefert und einige Fässer Rotwein geladen, die ich hier in Sabataba zum Kauf anbieten möchte. Da hatte ich auch kurz Gelegenheit, das neue Schloss zu sehen, das sich der dortige König errichten ließ. Es ist ein herrliches und beeindruckendes Bauwerk mit einem prachtvollen Spiegelsaal.«

»Ein Spiegelsaal? Was ist denn das?«

»In die Wände des großen Festsaales sind lauter hohe Spiegel eingelassen. Dadurch wirkt er noch viel größer, als er ohnehin schon ist, und man sieht die ganze Pracht vervielfacht.«

»Eine großartige Erfindung!«, ruft der kleine Großherzog erfreut. »Das muss ich auch haben! Wache!«

Erich blickt herein. »Hoheit haben gerufen.«

»Bitte den Professor zu mir. Und dann schicke in die Stadt zum Glaser. Er soll möglichst schnell kommen.«

»Sehr wohl, Hoheit«, sagt Erich, deutet eine Verbeugung an und verschwindet.

Der Kaufmann fährt fort: »Eine neue Mode ist auch die Perücke für Männer. Der König von Frankreich trägt eine; braune Locken fallen ihm über die Schulter, und alle bei Hofe machen es nach.«

»Nein, nein«, wehrt der Großherzog ab, »das ist etwas für Frauen! Ich mache mich doch nicht lächerlich! Aber der Spiegelsaal, das ist eine großartige Idee!«

»Und dann gibt es bei Hofe ...«

Die Tür öffnet sich, und der Geheimrat Professor Pfiffikus betritt den Saal.

»Ihr habt mich rufen lassen, Hoheit?«

»Ja, Professor, Ihr müsst mir helfen. Dieser ehrenwerte Bürger unseres Landes, Herr Silbergrotschen ...«

»Mit Verlaub: Kupfertaler!«, erlaubt sich der Kaufmann zu unterbrechen.

»Richtig, Herr Kupfertaler, der dem achtbaren Stand der Kaufleute angehört und eben aus ... aus ... wo wart Ihr?«

»In Frankreich, Hoheit.«

»... aus Frankreich kommt, erzählt mir gerade, dass der dortige König in einem Spiegelsaal wohnt. Findet Ihr nicht, Professor, dass ich so etwas auch haben sollte?«

Der Zweite Minister und Geheimrat kratzt sich hinter dem Ohr. »Ich weiß nicht recht, Hoheit ...«

»Was, Ihr wisst nicht, was ein Spiegelsaal ist? Das solltet Ihr aber wissen! Da sind lauter hohe Spiegel ...«

»Doch, das weiß ich, Hoheit. Ich habe schon über das Schloss gelesen.«

»Ich habe schon den Glaser bestellt. Seid so gut, Professor, und besprecht das mit ihm. Ich will einen wunderschönen Spiegelsaal haben, mit noch mehr Spiegeln als in diesem Schloss in ... wo war es noch gleich, Herr Goldmark?«

Professor Pfiffikus ist zu bedauern. Er hält die Idee seines Herrn und Gebieters für unsinnig und auch für ziemlich teuer. Aber er weiß: Wenn der Großherzog sich erst mal etwas in den Kopf gesetzt hat, ist es sehr schwer, ihn wieder davon abzubringen.

So tut er also, was ihm aufgetragen wurde. Am nächsten Tag versucht er zwar über die Prinzessin, den Schlossherrn umzustimmen, aber auch das bringt keinen Erfolg.

Auch Baron von Raffini, sonst durchaus nicht immer einer Meinung mit dem Professor, hält den Spiegelsaal für Geldverschwendung, zumal der Thronsaal doch eigentlich sehr schön ist. Aber auch er muss erleben, dass der kleine Großherzog nicht immer auf seine Ratgeber hört.

So führt also nach wochenlangen Bauarbeiten eines Tages der kleine Großherzog seine einzige Tochter in den neu gestalteten Thronsaal.

Constanze Dorothea Sybille Erbprinzessin von Sabataba traut ihren Augen nicht. Nicht nur an den Wänden sind Spiegel angebracht wie eine Tapete. Nein, sie stehen schräg, ragen in den Raum hinein, um die Säulen herum stehen Spiegel, an der Decke hängen auch welche; das Licht der Fenster wird erst viele Male hin und her geworfen, bis es in die Mitte des Saales vor-

dringt, und überall, wo man steht, sieht man sein eigenes Abbild unzählige Male vor, neben und hinter sich. Es ist schrecklich verwirrend. So verwirrend, dass die Prinzessin die Arme ausstrecken und fühlen muss, wo es langgeht. Man kann nämlich gar nicht so einfach unterscheiden, ob das, was man da vor sich sieht, echt ist oder das Spiegelbild von etwas, das sich auf der anderen Seite befindet, oder das Spiegelbild eines Spiegelbildes von etwas, das man gar nicht sehen kann. Im Kopf der Prinzessin dreht sich alles.

»Aber ... aber ... lieber Vater ...«

»Nicht wahr, da bist du sprachlos, wie schön mein Spiegelsaal geworden ist!«

»Offen gestanden, ohne Spiegel fand ich den Saal schöner.«

»Schöner?«, fragt der kleine Großherzog erschüttert. »Aber mein liebes Kind – ist er nicht großartig? Sieh doch nur – überall sehe ich Großherzöge. Du kannst dir gar nicht vorstellen, wie schön das für mich ist. Bisher war ich doch immer so allein, der einzige Großherzog weit und breit. Und jetzt ist alles voll davon!«

»Aber lieber Herr Vater, das bist du doch immer selbst!«

»Na ja, schon, aber ich stelle mir eben vor ...«

»Wo bist du überhaupt? Ich finde dich kaum, weil ich nicht weiß, was du bist und was nur dein Spiegelbild ist oder das Spiegelbild vom Spiegelbild.«

»Siehst du«, freut sich der Großherzog, »da haben wir noch ein zusätzliches Vergnügen: Wir können sogar noch Verstecken spielen. Such mich doch!«

In diesem Moment kommt der Erste Minister, Baron von Raffini, zur Tür herein und bleibt unsicher stehen. »Verzeihung, Prinzessin, wo ist denn der Großherzog? Ich brauche eine Unterschrift ...«

»Ihr müsst ihn suchen, Baron. Er spielt gerade Verstecken.«

»Verstecken? Der Großherzog?«

Baron von Raffini räuspert sich. Es ist leicht zu merken, dass er weder mit dem Spiegelsaal noch mit der Handlungsweise des Großherzogs besonders glücklich ist.

Auch sonst ist keiner so besonders glücklich – außer dem Glaser natürlich, der an dem Spiegelsaal gut verdient hat. Und dem Großherzog, der in kindlicher Freude zwischen den Spiegeln hindurchläuft.

Am ersten Tag wenigstens. Am zweiten legt sich die Begeisterung schon etwas. Am dritten noch mehr, am vierten sitzt er nur grübelnd herum, am fünften Tag fertigt er alle, die etwas von ihm wollen, nur mürrisch ab, und am sechsten Tag ist er für niemanden zu sprechen.

Die Prinzessin macht sich Sorgen, die Herren Minister machen sich Sorgen, und so beschließen sie, ihn gemeinsam aufzusuchen und in Ruhe mit ihm zu sprechen – falls sie ihn finden im Gewirr der vielen Spiegel und sich nicht selbst verlaufen.

Aber was für eine Überraschung, als sie die Tür zum Thronsaal öffnen und den Glasermeister sowie seinen Lehrjungen sehen, die die Spiegel alle wieder abbauen! In der vorderen Saalhälfte sind sie schon fertig.

Raffini fragt verblüfft: »Was macht Ihr denn da, Meister?«

Der Glaser stellt die Scheibe, die er gerade aus einem Rahmen genommen hat, vorsichtig ab und erklärt: »Es ist ein Befehl, Herr Baron.«

»Ein Befehl? Von wem?«, fragt Professor Pfiffikus.

»Von mir«, sagt da der kleine Großherzog und tritt hinter einer verspiegelten Säule hervor. »Mein Spiegelsaal gefällt mir nicht mehr. Das soll alles wieder weg.«

»Aber ...«, stottert der Erste Minister.

»Aber ...«, stottert der Zweite Minister.

»Aber ...«, stottert die Prinzessin.

»Alle Spiegel sollen wieder weg?«, fragt Raffini.

»Dann war ja alles umsonst!«, stellt Pfiffikus fest.

»Du warst doch am Anfang ganz begeistert«, erinnert die Prinzessin.

»Stimmt schon«, nickt der kleine Großherzog, »aber da wusste ich noch nicht, wie schrecklich es ist, überall um sich herum immer nur sich selbst zu sehen.«

»Nun, das verstehe ich«, stellt der Professor fest, und der Baron ergänzt: »Obwohl Ihr doch eigentlich einen recht imponierenden Anblick bietet, Hoheit, von der Körpergröße mal abgesehen.«

»Ich weiß, ich weiß«, sagt der kleine Großherzog, »ich sehe prächtig aus. Aber stellt euch vor ... immer nur ich! Freue ich mich, dann grinse ich mich von allen Seiten blöd an. Bin ich traurig, dann ist um mich her auch alles voll schlecht gelaunter Großherzöge. Keiner, der mich mal aufmuntert, keiner, der mich kritisiert, keiner, der anders ist und mich ergänzen könnte, keiner,

mit dem ich streiten kann. Versteht ihr, wie schrecklich das ist, wenn man immer nur sich selbst sieht? Ich, ich, immer nur ich! Furchtbar!«

————— *Wie der kleine Großherzog die
Wahrheit nicht wahrhaben wollte* —————

Es gibt Dinge, die wir nicht glauben, weil wir sie nicht verstehen, nicht sehen, oder weil wir noch nicht viel davon gehört haben. Trotzdem sind sie wahr. Das gilt nicht nur für dieses Erlebnis des kleinen Großherzogs, es gilt auch für die Wahrheit über Gott, über Jesus und die Bibel. Man kann sie nicht zeigen oder beweisen, und doch stimmt sie. Du tust gut daran, sie zu glauben.

Es ist Winter. Um den großen Thronsaal einigermaßen warm zu bekommen, laufen dauernd Diener rein und raus und werfen große Stücke von Birkenholz in das Kaminfeuer.

Der kleine Großherzog steht am Fenster, blickt auf den verschneiten Schlosspark, beobachtet die langsam herabsegelnden Flocken und summt vor sich hin: »Leise rieselt der Schnee.«

Da tritt eine Wache heran. »Verzeihung, Hoheit.«

»Was gibt's?«

»Hoheit, draußen am Tor ist ein seltsamer Mann, der unsere Sprache nur unvollkommen spricht. Er möchte Hoheit gern sprechen.«

Der kleine Großherzog dreht sich um. »Ein seltsamer Mann? Was heißt das? Hat er eine zu lange Nase, nur ein Auge oder drei Beine? Drücke dich genauer aus.«

»Nein, Hoheit, er sieht eigentlich aus wie wir, nur dass die Augen etwas enger sind. Aber er ist so merk-

würdig gekleidet: ganz in Fellen. Und was das Seltsamste ist: Er kam ganz allein in einem kleinen Boot über das Meer. Das Boot besteht aus Tierknochen, die mit einer Art Fischhaut oder so was bespannt sind ...«

»Das interessiert mich. Lass ihn hereinkommen!«

Die Wache verschwindet und bringt kurz darauf den Besucher in den Thronsaal.

Der verbeugt sich dreimal tief und sagt: »Saduk, der Eskimo, wünschen ›Guten Tag‹ Großherzog von Herzen.«

»Vielen Dank für den Gruß, Fremder. Aber komm doch näher ans Kaminfeuer. Man sagte mir, du wärst allein über das Meer gekommen. Da musst du ja ganz durchgefroren sein.«

»Saduk haben gute Anorak, halten sehr warm.«

»Aha. Weiß zwar nicht, was ein Anorak ist, aber das ist wohl auch nicht so wichtig. Aber dein Name ist wichtig – ich hab ihn noch nicht ganz verstanden.«

»Ich sein Saduk, der Eskimo.«

»Der was?«

»Eskimo.«

Der kleine Großherzog sieht sich Hilfe suchend nach seinen beiden Ministern um, die in der hinteren Ecke am Schreibtisch gerade die Papiere vorbereiten, die sie mit dem Großherzog besprechen wollen. Jetzt kommen sie heran. Auch die Prinzessin kommt in den Thronsaal. Sie hat von ihrem Fenster aus den seltsamen Fremden gesehen und ist neugierig geworden.

»Ach, ein Eskimo!«, ruft der Professor Pfiffikus ganz

begeistert. »Ich wollte schon immer mal einen Eskimo kennenlernen.«

»Ich sein Saduk, der Eskimo«, grinst der Fremde fröhlich und verbeugt sich gleich noch einmal.

»Und was führt dich zu uns?«, fragt Professor Pfiffikus, und der kleine Großherzog meint: »Vielleicht hat er sich nur auf dem großen Meer verirrt mit seinem kleinen Boot.«

Der Eskimo verbeugt sich schon wieder. »Nein, kleiner Häuptling von große Insel, ich kommen extra mit Kajak hier, wollen bitten.«

»Du willst eine Bitte vortragen? Nun, es ist zwar heute nicht der Bittstellertag, aber da du so einen weiten Weg zurückgelegt hast, will ich es dir mal erlauben.«

»Ich bitten, dass du erlauben, Fischer von Nachbarland vor deine Insel fischen. Dann sie nicht fischen vor ihre Nachbarn. Dann diese nicht fischen bei uns. Dann wir haben genug Fisch.«

Baron von Raffini mischt sich ein: »Moment! Also wenn ich das richtig verstehe, fischen einige Leute vor eurer Küste, und ihr habt darum nicht genug zu essen?«

»Ja. Wir sagen, sie sollen fischen im Süden. Sie sagen: ›Geht nicht, weil da andere fischen.‹ Wir sagen: ›Dann andere noch weiter im Süden fischen.‹ Sie sagen: ›Geht nicht, weil Großherzog nicht erlauben.‹ Dann meine Brüder Eskimo sagen: ›Saduk soll fahren zu Großherzog, ob Nachbarn dürfen fischen hier. Dann niemand fischt bei uns, und Eskimos nicht müssen hungern.‹«

»Hm«, brummt der Großherzog, »hm, das leuchtet mir ein. Aber dann gibt es ja bei uns weniger Fische!«

Die Prinzessin mit ihrem guten Herzen sagt natürlich gleich: »Ach bitte, lieber Herr Vater, erlaube es! Wenn diese Es ... Es ...«

»Eskimos«, sagt der Eskimo.

»Wenn diese Eskimos hungern, muss man ihnen doch helfen.«

Der kleine Großherzog wiegt sein Haupt. »Bedenke, mein liebes Töchterlein, dass es dann hier weniger Fische gibt!«

Raffini fällt ein: »Die Folgen wären verheerend, Hoheit! Die Fischer würden Demonstrationen veranstalten, vielleicht eine Revolution machen, Hoheit absetzen und in den Kerker werfen, das Schloss anzünden ...«

»Na, na«, mischt sich Professor Pfiffikus ein, »wir wollen doch nicht übertreiben! Im Norden der Insel Sabataba gibt es nur etwa dreißig Fischer. Die können nicht gut eine Revolution machen. Außerdem bleiben die, wenn sie zum Fischen ausfahren, immer südlich der kleinen Robinson-Insel. Wir könnten also gut den fremden Fischern erlauben, in unseren Gewässern ihre Netze auszuwerfen, wenn sie jenseits der kleinen Insel bleiben.«

Der kleine Großherzog fragt: »Sag mal, Eskimo ...«

»Ich sein Saduk, der Eskimo.«

»Sag mal, Saduk, warum müsst ihr denn hungern, wenn es keine Fische gibt? Dann müsst ihr eben mehr Brot essen oder Hühnerzucht betreiben.«

»Oh, geht nicht, Herr Hoheit. Bei uns wachsen nicht Pflanzen für Mehl und Brotmachen, auch kein Huhn oder Kuh. Nur Fische.«

Raffini fragt mit Zorn in der Stimme: »Willst du etwa behaupten, ihr lebt nur von Fischen? Lüg uns nicht an!«

»Nur Fische und ganz manchmal Seehund und noch mehr selten Eisbär, aber sonst immer Fische.«

»Warum wächst denn da kein Getreide?«, fragt der Großherzog. »Ist es da so steinig?«

»Nein, nix Getreide, nix Gras, nix Steine, nix Erde – alles nur Schnee.«

»Schnee?«

»Eis und Schnee.«

»Ja, aber im Sommer ...«

»Auch nur Schnee. Immer kalt, zu kalt für Pflanzen. Auch kein Erde für Pflanzen, unter Füße nur Eis und Schnee.«

»Das gibt's doch nicht!«, ärgert sich der kleine Großherzog. »Nur Schnee! Hat man so einen Unsinn schon mal gehört! Warum taut die Sonne den Schnee nicht weg im Sommer?«

»Weil Sonne nur ganz tief, wenig Sonnenschein fallen auf unser Heimat. Aber Sonne gehen nicht unter, ganze Sommer, auch Nacht nicht. Aber im Winter Sonne nicht geht auf, ganze Winter Nacht und dunkel.«

»Was unterstehst du dich!«, schimpft da der kleine Großherzog. »Mich auf den Arm nehmen zu wollen! Ich lasse mir solche dummen Scherze nicht gefallen!«

»Aber ...«

»Ruhe! Du bist ein Lügner! Die Sonne geht im ganzen Sommer nicht unter und im ganzen Winter nicht auf! Alles nur Schnee! Du willst mich für dumm verkaufen! Aber das lässt der Großherzog von Sabataba

nicht zu! Und woraus webt ihr eure Stoffe, wenn da nichts wächst?«

»Pelz ...«

»Ach ja, das sehe ich. Aber wovon baut ihr eure Häuser, wenn da keine Bäume wachsen?«

»Aus Schnee.«

Jetzt wird der Großherzog noch wütender. »Häuser aus Schnee? Und das soll ich dir glauben? Wie soll das denn halten? Und wenn ihr Feuer macht, schmilzt das ganze Haus. Du lügst! Ich lasse mich von dir nicht aufs Glatteis führen! Wache! Werft diesen Mann ins Gefängnis! Er hat versucht, den Großherzog an der Nase herumzuführen!«

Die beiden Wachmänner – der lange, dünne Emil und der kleine, dicke Erich – kommen herbeigelaufen und packen den Eskimo.

»Wenn Ihr erlaubt, Hoheit«, wagt Professor Pfiffikus dem zornigen Herrscher zu sagen, »möchte ich zur Geduld raten. Vielleicht sollten wir erst einmal diesen Mann in Ruhe anhören, ehe wir ein Urteil ...«

»Unsinn!«, unterbricht Baron von Raffini, der andere Minister. »Man sieht doch, dass er ein Lügner ist! Wahrscheinlich haben unsere Nachbarn ihn geschickt, damit er unser Mitleid erregen soll. Auf diese Weise wollen sie uns die Erlaubnis abluchsen, unsere Gewässer leer zu fischen!«

»Eine bodenlose Frechheit!«, empört sich der Großherzog weiter. »Und am schlimmsten ist, dass sie glauben, ich ließe mir so einen Unsinn erzählen! Ein Land aus Eis! Monatelange Nacht! Häuser aus Schnee! Weg

mit dem Kerl, in den Kerker! Da bleibt er bei Wasser und Fisch – so lange, bis die Sonne auch nachts am Himmel steht!«

Die Wachsoldaten schleppen den Eskimo weg. Der ruft nur immer: »Alles wahr, was Saduk sagt! Alles wahr!« Aber niemand will auf ihn hören.

Der Prinzessin allerdings tut der Mann leid. Sie folgt den Soldaten aus dem Saal. Als sie den Eskimo gerade die Marmortreppe runterschleppen, sieht Saduk oben am Geländer die Prinzessin stehen. Da ruft er hinauf, dass es in dem großen Treppenhaus hallt: »Schönes Fräulein, bitte, bitte, hören mich an! Ich haben Bitte!«

»Wartet!«, ruft sie den Soldaten zu. Die bleiben stehen.

Saduk ruft: »Ich leben in weites, weites Land. Kein Baum, kein Haus, Auge kann immer weit sehen. Wenn Großherzog Saduk sperrt in groß Haus von Stein, und Tür zu, ich tot nach drei Tagen!«

»Aber du bist ein Gefangener«, antwortet die Prinzessin. »Ein Gefangener gehört ins Gefängnis.«

»Bitte mich lassen in Hof von Schloss. Saduk da nicht weglaufen kann. Auch Soldaten.«

»Im Hof? Aber es ist Winter! Du würdest schon in der ersten Nacht erfrieren!«

»Nein, nein, wenn Großherzog erlaubt, ich bauen Haus von Schnee. Dann nix erfrieren.«

Hinter der Prinzessin taucht auf einmal der Großherzog auf mit seinen beiden Ministern. Professor Pfifikus hat die Tür zum Thronsaal ein wenig geöffnet,

sodass der kleine Großherzog hören konnte, was gesprochen wurde.

»Was?«, ruft er jetzt über das Geländer. »Er will ein Haus aus Schnee bauen? Das will ich sehen! Und wenn es nicht klappt, dann ist er selbst schuld, wenn er erfriert!«

»Danke! Danke!«, ruft der Eskimo begeistert, während Emil und Erich ihn in den Schlosshof hinauszerren.

Der kleine Großherzog läuft in den Saal zurück, um durchs Fenster zu beobachten, was nun geschieht. Professor Pfiffikus flüstert einem Diener zu, er soll den Schreiber holen, und die Prinzessin überlegt, ob sie nicht dem Eskimo noch eine Wolldecke bringen kann, ohne dass ihr Papa es merkt.

Der drückt seine Nase am Schlossfenster platt und kann kaum glauben, was er da sieht. Der Eskimo leiht sich von der Wache einen Säbel. Damit schneidet er große Blöcke aus dem hohen Schnee und stellt sie im Kreis auf. Baron von Raffini kommt auch ans Fenster und staunt genauso wie der kleine Großherzog.

In einer anderen Ecke des Saales diktiert Professor Pfiffikus einen Brief: »Lieber Fürst Rumpel von Rumpelstein. Damit die Eskimos im hohen Norden in ihren Gewässern genug Fische zu ihrer Ernährung finden, Komma ...«

»Seht doch, Raffini«, staunt inzwischen der Großherzog immer mehr. »Die Schneeböcke werden zu Mauern wie aus Steinen!«

»Immer höher.«

»Aber jetzt hat er sich vertan! Die runde Wand wird schief! Sie fällt sicher gleich nach innen!«

»Nein, Hoheit, das ist Absicht. Die Schneeböcke stützen sich gegenseitig. Das Ganze wird ein Gewölbe!«

»Tatsächlich! Ein Gewölbe aus Schnee!«

Pfiffikus diktiert: »... bitte ich Euch, Komma, Eure Fischer anzuweisen, Komma, ihre Netze weiter südlich auszuwerfen. Punkt. Ich gebe hiermit die ausdrückliche Erlaubnis, Komma, in den Gewässern vor meiner Insel zu fischen. Punkt. Allerdings soll die südliche Grenze das kleine, vorgelagerte Inselchen sein, Komma, das bei uns ›Robinson-Insel‹ heißt. Punkt. Mit kollegialen Grüßen ... so, und das unterschreibt der Großherzog gleich.«

Der kleine Großherzog klatscht in die Hände wie ein begeistertes Kind. »Seht doch, es ist zu! Das Dach ist geschlossen! Professor, kommt doch und seht Euch das an! Ein Haus aus Schnee!«

Der Professor schaut hinaus. »Genial!«, sagt er.

»Ist das nicht ein großartiges Schauspiel! So eine interessante Vorführung an einem langweiligen Wintertag! Warum habt Ihr nicht zugeschaut, Professor?«

»Ich habe gerade einen Brief diktiert, Hoheit, den Ihr gleich unterschreiben könnt.« Er winkt dem Schreiber, und der legt dem Großherzog das Schriftstück vor. »Ich dachte mir nämlich: Wenn der Eskimo bei dem Haus aus Schnee nicht gelogen hat, wird er in allem anderen wohl auch die Wahrheit gesagt haben.«

»Da habt Ihr recht, Professor!« Er nimmt seine vergoldete Feder, taucht sie in die Tinte und schreibt

schwungvoll unter den Brief: *Nikolaus VI. Melchior Hieronimus Großherzog von Sabataba*.

Dann öffnet er das Fenster. Ein Schwall kalter Luft kommt herein. Aber es muss sowieso mal gelüftet werden. Der kleine Großherzog beugt sich hinaus. Er braucht sich nicht auf die Zehenspitzen zu stellen, weil das Fenster ziemlich tief hinuntergeht.

»Wache!«, ruft er. »Bringt den Eskimo herein. Er soll mit uns zu Abend essen. Und fragt ihn, ob er für heute Nacht ein richtiges Bett in einer warmen Stube haben möchte oder ob er lieber in seinem Haus aus Schnee bleiben will.«

Dann schließt er das Fenster. Um sich aufzuwärmen, stellt er sich vor das Kaminfeuer.

»Ich fürchte, ich war ein wenig voreilig mit meinem Ärger vorhin. Meint Ihr nicht auch, Professor?«

»Erspart mir bitte die Antwort, Hoheit. Stattdessen erlaubt mir, dass ich Bescheid sage, man möge ein Gedeck mehr zum Abendessen auflegen.«

»Ja, tut das, Professor. Und fragt den Koch, ob er uns nicht mal einen Eisbären braten kann. Das war jetzt nur ein Scherz, Professor.«

»Haha, wie lustig! Aber vielleicht wird es mal möglich, wenn wir Handelsbeziehungen zu den Eskimos aufnehmen.«

»O ja, ich frage Saduk, ob er nicht einen Eisbär gegen eine kräftige Eiche tauschen möchte. Aber andererseits – was sollen die mit Bäumen anfangen, wo sie doch ihre Boote aus Knochen machen und ihre Häuser aus Schnee.«

————— *Wie der kleine Großherzog einen geheimnisvollen Kasten bekam* —————

»Es ist immer gut, wenn etwas auch zu dem Zweck eingesetzt wird, für den es gemacht wurde!«, stellt der Professor am Ende dieser Geschichte fest. Es gilt für diesen geheimnisvollen Kasten. Es gilt aber auch für jeden Menschen. Es gilt auch für dich. Du bist dafür gemacht, für Gott da zu sein und ihn mit deinem Leben zu ehren.

»Dies«, sagt der vornehm gekleidete Mann, macht eine tiefe Verbeugung und überreicht Baron von Raffini ein Papier mit dickem, rotem Siegel, »... dies bestätigt, dass ich ein Abgesandter des Fürsten Rumpel von Rumpelstein bin.«

Der Minister reicht das Schreiben an den kleinen Großherzog weiter, der es öffnet und sorgfältig studiert.

»Außerdem ...«, sagt der Mann und verbeugt sich erneut, »... außerdem steht darin, dass ...«

Raffini unterbricht ihn: »Was außerdem noch darin steht, kann der Großherzog selbst lesen.«

»Verzeihung«, stammelt der Fremde, »natürlich, selbstverständlich.«

Jetzt ist der kleine Großherzog mit Lesen fertig.

»Sehr schön!«, freut er sich. »Der Fürst Rumpel von Rumpelstein grüßt mich und gratuliert zu meinem fünfundzwanzigsten Thronjubiläum.«

»So ist es«, bestätigt der Bote, »und er wünscht Hoheit alles Gute für die nächsten fünfundzwanzig

Jahre. Außerdem lässt Fürst Rumpel von Rumpelstein ...«

»Was rumpelt denn da so?«, unterbricht ihn der Großherzog.

Baron von Raffini sagt: »Ich höre es auch, Hoheit. Draußen auf der Treppe rumpelt etwas.«

»Der Fürst Rumpel von Rumpelstein lässt Hoheit aus diesem besonderen Anlass ein Geschenk überreichen«, sagt der Fremde, öffnet die Tür und ruft hinaus: »Bringt das Geschenk!«

Zwei Diener schleppen eine Kiste herein, die auf drei Beinen steht. Sie stellen sie unter den erstaunten Blicken des Großherzogs, seiner Tochter und des Ersten Ministers mitten im Thronsaal ab und ziehen sich zurück.

»Dieses Cembalo«, sagt der Abgesandte des Fürsten und deutet auf den Kasten, »ist ein Geschenk meines Herrn, der Hoheit wünscht, dass Hoheit viel Freude damit haben möge.«

Der kleine Großherzog erhebt sich, nimmt das dreibeinige Ding in Augenschein und sagt: »Bestellt dem Fürsten meinen herzlichen Dank. Ich freue mich sehr über das ... äh ... das Geschenk und werde viel Freude daran haben ... äh ... vermutlich!«

»Ich werde es ausrichten«, nickt der Bote des Fürsten.

Der Großherzog fügt noch hinzu: »Schade, dass er nicht heute Nachmittag zum Kaffeetrinken kommen kann. Es ist ja doch ein bisschen weit.«

Die Prinzessin ergänzt: »Es gibt sabatabische Apfeltorte mit Zimt und frischer Sahne.«

»Ich wünsche guten Appetit«, sagt der Mann. »Vielleicht klappt es ja im nächsten Jahr zur Zimtsaison.«

»Zimt hat keine Saison«, belehrt ihn die Prinzessin, »den gibt's bei uns das ganze Jahr über.«

»Ach so. Nun, dann hoffe ich, dass das Cembalo die Seereise gut überstanden hat, und darf mich verabschieden.«

In diesem Moment kommt Professor Pfiffikus herein, der Zweite Minister.

»Ah, Ihr kommt gerade recht, Professor«, sagt der Großherzog. »Da Ihr ja für die Außenpolitik zuständig seid, werdet Ihr Euch sicher gern um unseren Gast kümmern, dass er etwas Gutes zu essen bekommt, ehe er wieder in See sticht. Er ist ein Abgesandter des Fürsten Rumpel von Rumpelstein.«

»Gern, Hoheit«, nickt der Professor und geleitet den Fremden hinaus.

»Schöne Grüße an die Fürstin!«, ruft die Prinzessin noch hinterher, aber das hören sie schon nicht mehr. Der kleine Großherzog tritt neugierig, aber doch vorsichtig an den dreibeinigen Kasten heran.

Raffini mahnt: »Vorsicht, Hoheit! Vielleicht ist Schießpulver drin, und er fliegt gleich in die Luft!«

»Aber Raffini, dass Ihr immer gleich das Schlechteste denken müsst!«

»Wofür soll es sonst gut sein, dieses ... dieses ... wie hat der Mann es genannt?«

Die Prinzessin kann sich noch schwach erinnern.
»Zentralo« oder so ähnlich.«

»Was ist ein Zentralo?«, fragt Raffini. »Solange wir nicht wissen, was es ist, müssen wir vorsichtig sein.«

Der Großherzog geht in die Hocke und besieht es von unten. »Na ja, Vorsicht ist immer gut. Aber gleich eine Ladung Schießpulver zu vermuten, scheint mir doch etwas übertrieben.«

Raffini lässt sich aber nicht überzeugen. »Es kann doch sein, dass Fürst Rumpel von Rumpelstein Euch umbringen will, damit er anschließend unsere Insel umso leichter erobern kann.«

»Meint Ihr? Unheimlich ist der Kasten schon.«

Die Prinzessin meint: »Er sieht aber sehr schön aus, finde ich.«

Raffini tippt vorsichtig mit dem Knöchel dran. Es klingt hohl. »Vielleicht ist kein Schießpulver drin, aber Giftschlangen oder so was.«

»Jedenfalls«, meint entschlossen der Großherzog, »können wir nicht tagelang drum herumstehen und raten.«

»Soll ich ihn öffnen lassen, Hoheit?«

»Nein, nein, am Ende macht Ihr noch etwas kaputt!«

»Dann lasse ich ihn am besten auf den Schloss-Speicher bringen!«

»Untersteht Euch, Baron! So ein schöner Kasten! Der soll hier stehen bleiben!«

»Aber wenn wir doch nicht wissen, welchem Zweck er dient!«

»Ist doch gleich! Ich kann zum Beispiel beim Regie-

ren meine Akten drauflegen. Hier liegt übrigens auch schon was. Seht nur, Papiere mit lauter langen Strichen und kleinen Punkten und Kringeln drauf.«

Die Prinzessin rätselt: »Meinst du nicht, Herr Vater, dass es ein Tier sein könnte? Vielleicht ist es schon tot, weil es sich ja nicht rührt.«

»Unsinn, mein Kind! Hast du schon mal von einem eckigen Tier mit drei Beinen gehört? Wie kommst du denn darauf?«

»Die weißen Dinger hier vorne sehen wie Zähne aus. Die schwarzen sind vielleicht die verfaulten. Kann doch sein, dass es sich nicht richtig die Zähne geputzt hat.«

»Nein, nein, das muss etwas anderes ... ich hab's! Ein Kalender! Die schwarzen Hölzer stellen die Nächte dar und die weißen die Tage.«

Raffini meint: »Hm, möglich. Heute werden ja die seltsamsten Dinge erfunden. Aber hier sind zwei weiße Hölzer nebeneinander. Und hier auch und hier. Es kann doch nicht gut sein, dass es zum Beispiel zwischen Sonntag und Montag keine Nacht gibt.«

»Hm. Vielleicht ein handwerkliches Missgeschick.«

Da kommt der Professor zur Tür herein. Er erblickt den Kasten, klatscht erfreut in die Hände und ruft: »Oh, ein Cembalo! Wie schön! Ich habe mir schon so lange gewünscht, dass wir hier im Schloss mal ein Cembalo hätten!«

»Ihr kommt wieder mal im richtigen Augenblick, Professor. Wir haben schon gerätselt, was das denn sei. Ich entnehme Euren Worten, dass Ihr es wisst.«

»Natürlich! Das ist doch ein Cembalo.«

Die Prinzessin bestätigt: »Genauso hat es der Bote des Fürsten genannt.«

»Wisst Ihr auch, wozu das Ding taugt?«, fragt der kleine Großherzog, und seine Tochter fügt noch hinzu: »Mein Herr Vater wollte es schon als Aktenschrank benutzen und als Kalender.«

»Aber nein«, lacht der Professor, »das ist ein Musikinstrument. Diese weißen und schwarzen Hölzer sind die Tasten. Da muss man draufdrücken, und dann gibt es einen Ton. So.«

Er schlägt einige Tasten an, und tatsächlich erklingen Töne.

»Oh, wie schön«, sagen alle Umstehenden und wollen es auch mal probieren. Das klingt nicht besonders sauber.

»Das ist noch gar nichts, Hoheit!«, erklärt der Professor. »Das Instrument muss erst noch gestimmt werden. Und dann muss einer darauf spielen, der es kann. Ich habe es leider nicht gelernt, als ich in fremden Ländern auf Reisen war. Aber ich kenne jemanden, der kann wunderschöne Musik damit machen. Er muss nur gute Noten haben.«

»Gute Noten?«, fragt die Prinzessin. »Geht er denn noch in die Schule?«

Der Professor schmunzelt: »Nein, Hoheit nicht solche Noten, mit denen die Leistungen in der Schule bewertet werden. Noten nennt man auch die Schrift, mit der man Musik aufschreibt.«

»Ach, wohl so was hier?«, fragt der Großherzog und

zeigt seinem Minister die Papiere, die mitgeliefert wurden.

»Ja, das sind Noten. Darf ich einen Vorschlag machen, Hoheit? Hoheit erlauben mir, mit einem Bekannten die Vorbereitungen zu treffen, und in einer Woche laden Hoheit das ganze Schlosspersonal zu einer festlichen Abendmusik ein.«

»Ein ausgezeichnete Einfall, Professor! Das machen wir!«

Ja, so machen sie es. Das Cembalo wird zunächst noch in einen anderen Raum gebracht, damit der Spieler darauf üben kann, ohne die Regierungsgeschäfte im Thronsaal zu stören.

An dem festgesetzten Tag aber wird das Instrument wieder in den Saal gebracht. Dafür wird daraus alles entfernt, was an Arbeit erinnert, Stühle werden aufgestellt und Kerzen angezündet.

Als es Abend wird, sammeln sich die Gäste. Da sitzen Offiziere und Dienstmädchen, Schreiber und Handwerker, Kaufleute und Kapitäne, Bauern und Werftarbeiter – alle in ihren besten Gewändern. Natürlich haben nicht alle Bürger der Stadt und der Umgebung im Saal Platz, aber das ist kein Problem: Viele trauen sich nicht, weil sie nichts Richtiges anzuziehen haben; viele interessieren sich auch nicht für Musik. Viele haben keine Zeit, und manche sagen auch: »Wenn der oder die hinget, dann gehe ich nicht.« Aber die, die heute Abend da sind, die sind ganz gespannt und freuen sich auf ein schönes Konzert mit diesem neuartigen Instrument.

Als alle Stühle besetzt sind, kommen noch einige, die hinten stehen müssen.

Nun erhebt sich der kleine Großherzog, reckt sich gerade empor, so weit er kann, räuspert sich und spricht: »Liebe Gäste, ich habe euch alle eingeladen, damit ihr mit mir der Musik lauscht, die dieser Künstler, der lange Zeit in fernen Ländern war und dort das Spiel auf den Tasten erlernt hat, eine wunderbare Musik, und zwar richtig nach Noten, womit aber nicht Schulnoten gemeint sind, sondern so kleine Pünktchen auf dünnen Strichen, die wie Fliegendreck aussehen ... äh ... äh ...«

Er beugt sich zum Professor hinunter und flüstert: »Jetzt weiß ich nicht mehr, wie ich meinen Satz angefangen hatte! Wie soll ich ihn zu Ende bringen?«

»Macht«, sagt der Professor.

»Wie denn – macht? Ach so!« Und laut sagt der Großherzog: »Ihr sollt mit mir der Musik lauschen, die er macht. Er benutzt dazu dieses neuartige Instrument, das uns der verehrte Fürst Rumpel von Rumpelstein als Geschenk übersandt hat. Es ist ein Zentralzoo und ...«

»Cembalo!«, verbessert Pfiffikus.

»Ach ja, diesen Cembalo, den ihr hier seht ...«

»Das Cembalo«, verbessert Pfiffikus.

»Natürlich das, Professor! Welches denn sonst? Wir haben doch nur eins.«

»Es heißt nicht ›der Cembalo‹, sondern ›das Cembalo‹.«

»Ach so, ja. Also, dieses Cembalo ist nicht ein Akten-schrank, wie ungebildete Leute vielleicht meinen könnten, oder ganz Dumme könnten denken, es wäre eine

Art Kalender oder so, sondern es ist ein Instrument zum Musizieren. Und davon wollen wir uns nun heute Abend überzeugen lassen. Bitte!«

Der kleine Großherzog lässt sich auf seinem Ehrenplatz in der Mitte der ersten Reihe nieder. Die Leute klatschen, der Spieler verbeugt sich, setzt sich auf den Stuhl vor dem Cembalo, legt die Hände auf die Tasten, wartet einige Augenblicke und beginnt dann zu spielen. Zarte, silberhelle Klänge erfüllen den Raum. Lustige Melodien flattern aus dem dreibeinigen Kasten, begleitet von fröhlichem Bass-Stampfen, bis sich die Zuhörer ganz leicht im Takt wiegen. Dann geht die Musik zu langsameren, fließenden Bewegungen über.

Der kleine Großherzog beugt sich zu seiner Tochter hinüber und flüstert: »Ist das nicht herrlich? Und dieses schöne Instrument wollte Raffini auseinandernehmen oder auf den Speicher stellen!«

Die Prinzessin flüstert zurück: »Und du, lieber Herr Vater, wolltest es ...«

»Psst! Du störst die Musik!«

Der Professor hat das Gespräch zum Teil mitbekommen und flüstert der Prinzessin lächelnd zu: »Es ist immer gut, wenn etwas auch zu dem Zweck eingesetzt wird, für den es gemacht wurde.«

Dann aber flüstert niemand mehr, und alle lauschen nur noch der schönen Musik.

————— *Wie der kleine Großherzog einen
Drachen besiegte, den es gar nicht gab* —————

Wer etwas hört und weitererzählt, erfindet oft etwas dazu, um es spannender zu machen, der Nächste noch mehr – und so wird es immer größer und immer falscher. Das ist dann ein Gerücht. Wenn doch die Menschen Gottes wahres Wort so glauben würden, wie sie oft das Geschwätz anderer Leute glauben!

Der kleine Großherzog und sein Zweiter Minister Professor Pfiffikus gehen im Schlosspark auf und ab. Denkt aber nicht, sie gingen spazieren und plauderten nur über das Wetter! O nein; sie erledigen wichtige Regierungsgeschäfte!

Zurzeit beraten sie gerade darüber, ob aus Anlass des großherzoglichen Thronjubiläums eine Militärparade abgehalten werden soll, ob die Straße zwischen Schloss und Stadt gepflastert oder nur mit Kies bestreut werden soll und ob es wohl sinnvoll wäre, einen Lehrer anzustellen, der der Prinzessin Französisch beibringt.

Ihr seht also – lauter wichtige Fragen. Natürlich kann man die auch im Thronsaal besprechen. Aber der kleine Großherzog kriegt leicht Beschwerden mit seinen Bandscheiben, wenn er so lange sitzt; deshalb geht er lieber draußen auf und ab, wenn es nichts zu schreiben, sondern nur zu überlegen und zu beraten gibt.

Hinter dem großen Schlossteich mit der Springfontäne machen die beiden kehrt.

»Achtung, Hoheit!«, ruft plötzlich der Professor.
»Ach – schon passiert!«

»Was ist passiert?«, fragt der Großherzog.

»Hoheit haben aus Versehen eine kleine Eidechse totgetreten. Ich wollte Hoheit noch warnen, aber es war zu spät!«

»Oh – das tut mir aber leid! Ich hab's gar nicht gemerkt.«

»Nun ja«, meint der Professor, »es gibt so viele hier, da kann das schon mal passieren, wenn sie über den Weg huschen. Aber gerade, weil es so viele sind, ist es ja auch nicht so schlimm.«

»Also, wo waren wir, Professor? Ach ja, die Militärparade! Wie halten wir's mit der Musik? Mir gefällt dieses Tschingderassabum nicht. Können wir nicht mal ein paar Geigen spielen lassen?«

»Ich fürchte, Hoheit, das passt erstens nicht so recht zu einer Parade, und zweitens gibt es auch nicht genug Geigenspieler in Eurem Großherzogtum.«

»Hm. Und wenn die Soldaten auf einem Kamm blasen würden?«

»Ich fürchte, Hoheit, diese Art Musik wäre in ihrer Bescheidenheit der Würde des Anlasses nicht angemessen.«

Ja, so beraten sie, die beiden, bis es Abend wird.

Der Minister geht noch an seinen Schreibtisch, um alles zu notieren, was sie besprochen haben, und der

kleine Großherzog trifft sich mit seiner Tochter zum Abendessen.

»Nun, mein liebes Kind, was hast du denn heute alles erlebt?«

»Nichts Schönes, Herr Vater. Erst musste ich mit meinem Lehrer rechnen, dann musste ich bei einem Kaffeekränzchen von reichen Damen eine kleine Rede halten, und dann musste ich all unsere Vorfahren auswendig lernen.«

»Aber das ist wichtig, mein Kind!«

»Aber mühsam. Und denk dir, Herr Vater, je weiter man in die Vergangenheit zurückkommt, desto mehr werden es. Jeder hat zwei Eltern, vier Großeltern, acht Urgroßeltern usw. Da kommen eine Menge Namen zusammen, die man leicht durcheinanderwerfen kann.«

»Ja, ich weiß noch, Kind, dass mir das auch immer lästig war. Und war mal eine interessante Person dabei, wie zum Beispiel Adalbert, der Seeräuber, wurde er schnell übergangen.«

Die Prinzessin nickt. »Und was hast du heute erlebt?«

»Och, nichts Besonderes. Immer nur die langweiligen Staatsgeschäfte.«

»Erzähle mir alles, auch Kleinigkeiten! Irgendetwas wirst du doch erlebt haben.«

»Nein, wirklich nicht, Töchterchen. Das Einzige, was nicht Politik war, das war ein kleines Missgeschick. Ich habe aus Versehen eine kleine Eidechse totgetreten.«

»Iiuh, Eidechsen, die erschrecken mich immer so. Und du hast eine getötet?«

»Ja, mit dem Schuh.«

»Das finde ich aber mutig. Ich hätte mich nicht getraut.«

»Aber, Kind, es war doch nur ... Ach, lass uns beim Essen lieber von was anderem reden!«

Und sie lassen es sich gut schmecken.

Als die Prinzessin später im Treppenhaus Emil trifft, den Wachsoldaten, plaudert sie ein wenig mit ihm.

»Stell dir vor, Emil, der Großherzog hat heute eine Eidechse bekämpft.«

»Eine Ei ... was ist denn das?« Weil Emil so lang ist, hat er sich nie besonders interessiert für alles, was weit da unten auf dem Boden kriecht und krabbelt.

So muss es ihm die Prinzessin erklären: »Na, so'n grünes Tier mit vier Beinen und langem Schwanz. Sieht wie ein kleiner Drache aus.«

»So, und das hat der Großherzog bekämpft? Das muss ich heute Abend beim Bier meinem Freund erzählen.«

Als der Wachsoldat Emil keinen Dienst mehr hat, geht er zum Hafen in eine Kneipe, um ein Bier zu trinken, und da wartet schon sein Freund auf ihn. Weil dieser ein Dachdecker ist, ist er meistens noch weiter vom Boden weg und versteht noch weniger von Kriechtieren.

»Weißt du, was der Großherzog heute für eine Tat getan hat?«, fragt Emil und freut sich, dass der Freund richtig neugierig wird.

»Nein. Sag schon!«

»Er hat gegen einen kleinen Drachen gekämpft!«

»Was du nicht sagst!«

»Weißt du, so einen grünen.«

»Iiuh – und womit?«

»Weiß ich nicht, ich war doch nicht dabei. Aber sicher mit einem Stock.« Emil nimmt seinen Speiß, der neben seiner Bank an der Wand lehnt, tut so, als würde er auf ein Tier am Boden zielen und sticht zu. Der Speiß steckt zitternd in den Bodenbrettern der Kneipe.

Am Abend erzählt der Dachdecker im Bett seiner Frau: »Wusstest du schon, Mathilde, dass unser Großherzog ein Held ist? Er hat heute einen Drachen besiegt.«

»Einen Drachen?«, schreit Mathilde entsetzt auf und guckt schnell nach, ob keiner unterm Bett liegt. »Entsetzlich!«

»Mit dem Speiß. So – wumm – zack!«

»Toll. Aber gibt es denn überhaupt noch Drachen?«

»Muss es wohl. Sonst hätte er ja keinen besiegen können.«

»Da hast du recht«, nickt Mathilde ängstlich.

In Gedanken an diese Gefahr schläft sie lange nicht ein. So ist sie am anderen Morgen noch ziemlich unausgeschlafen. Aber als sie draußen ihre Nachbarin sieht, die den Nachtopf ausschüttet, ist sie hellwach. Sie reißt das Fenster auf und ruft: »Etwas Schreckliches ist passiert, meine Liebe, das muss ich dir unbedingt erzählen.«

»Du machst mich neugierig«, sagt die Nachbarin und kommt näher mit dem Nachtopf in der Hand.

»Ein Drache ist aufgetaucht! Ein ganz gefährlicher!«

»Ein Drache? Hilfe!« Die Nachbarin lässt den Nachtopf fallen, der aber glücklicherweise nicht zerbricht,

weil er auf dem Radieschenbeet landet, und will wegrennen. Aber Mathilde ruft ihr zu: »Beruhige dich doch, meine Liebe! Er ist ja schon besiegt. Und rate mal, von wem!«

»K ... keine Ahnung.«

»Der Großherzog persönlich hat ihn getötet! Mit einem Spieß!«

»Tatsächlich? Das muss ich gleich meinem Mann erzählen!«

Schnell rennt sie in die Stube, um ihren Ehegatten noch zu erwischen, ehe der an die Arbeit geht.

»Ein Drache!«, ruft sie ihm schon von Weitem zu. »Hör doch, Mann! Ein Drache! Der Großherzog hat einen getötet! Erledigt! Umgebracht! Aufgespießt!«

»Aber Frau, es gibt doch gar keine Drachen!«

Aber auf diesen Einwand ihres Mannes hin wird die Frau noch aufgeregter, als sie sowieso schon war. »Willst du etwa sagen, ich lüge?«

»Nein, nein, ich werde mich hüten! Aber könnte es sich nicht um einen Irrtum handeln?«

»Ausgeschlossen!«, behauptet die Frau. »Unsere Nachbarin hat gute Beziehungen zum Hof!«

»Und der Großherzog selbst soll ...«

»... mit dem Spieß! Jawohl! Einen richtigen, großen, Feuer speienden Drachen! Du würdest so eine Heldentat niemals fertigbringen!«

Der Mann murmelt leise: »Dabei kämpfe ich täglich mit meinem Hausdrachen«, womit er seine Frau meint. Aber die hört das nicht, weil er es in seine Teetasse murmelt, und sie sieht auch nicht sein Grinsen.

Als der Mann, der von Beruf Maler ist, wenig später im Haus eines reichen Handelsherrn das Treppengeländer streicht, kommt die Dame des Hauses die Treppe herunter.

»Guten Morgen, gnädige Frau!«, grüßt er.

»Guten Morgen, Meister des Pinsels!«, grüßt sie zurück. »Was ist das für eine Farbe?«

»Drachengrün, Verehrteste. Ihr Herr Gatte hat es so gewünscht.«

»Drachengrün?«

»Jawohl, Gnädigste. Das kommt jetzt in Mode. Außerdem ist es aktuell, seit der Großherzog den Drachen besiegt hat.«

»Was sagt Ihr da? Einen Drachen? Mir wird vor Schreck ganz komisch. Ich muss mich festhalten!« Und sie greift nach dem Geländer.

»Vorsicht! Frisch gestrichen!«, warnt er sie.

»Entsetzlich! So ein Untier hier auf unserer friedlichen Insel! Gibt's denn solche Ungeheuer heute noch?«

»Heute nicht, es ist ja jetzt tot, aber gestern gab's das noch.«

»Und der Großherzog hat ...? Wie spannend! Wie aufregend! Erzählt doch, Meister!«

»Gern. Also, es war ein gewaltiges Ungeheuer mit dickem Schuppenpanzer, dem rote Feuerflammen aus dem Rachen schlugen und Giftwolken aus den Nüstern quollen. Die Beine waren mindestens doppelt so dick wie die Säulen im großherzoglichen Palast. Und mit einem einzigen Schlag seines stachelbewehrten

Schwanzes konnte das Biest einen mittelgroßen Eichenwald entwurzeln.«

»Mir wird schwindelig«, sagt die Dame, und da sie sich nicht am frisch gestrichenen Geländer festhalten kann, setzt sie sich einfach auf die Stufen.

»Kann ich Euch helfen, gnädige Frau? Soll ich ein Glas Wasser bringen?«

»Nein, danke, es geht schon wieder. Sagt, habt Ihr das Untier auch gesehen?«

»Nein, aber wie so was aussieht, weiß man doch. Und nun stellt Euch das Bild vor, Gnädigste. Er, unser Herrscher, klein von Gestalt zwar, aber groß an Mut, tritt ganz allein, nur mit einem lächerlichen Speiß bewaffnet, dieser Bestie entgegen. Macht ihm mit einem ebenso geschickten wie kraftvollen Stoß mutig den Gar aus!«

Da hält es die Dame nicht länger. Dies muss sie ihren Freundinnen erzählen! Sie tut es auch ausgiebig. Bis Mittag ist sie damit beschäftigt.

Auf dem Heimweg trifft sie zufällig Professor Pfiffikus, den großherzoglichen Geheimrat und Minister. Die Gelegenheit kann sie sich nicht entgehen lassen!

»Verzeiht, Herr Professor, dass ich Euch anspreche! Was habe ich da eben gehört? Der Großherzog, unser allseits geachteter und geliebter Herrscher ...«

»Was ist mit ihm?«, fragt ahnungslos der Minister.

»Ja, wisst Ihr es denn noch nicht? Der Kampf mit dem Drachen! Wie unser hochverehrter Herrscher in mutigem Kampf auf Leben und Tod sein Land von diesem schrecklichen Ungeheuer befreite ...«

»Aber wovon redet Ihr, meine Verehrteste? Es gibt doch gar keine Drachen!«

Aber mit solchen Worten kommt er bei der Kaufmannsgattin schlecht an. »O doch, Herr Professor! Ihr müsst nicht denken, nur weil davon nichts in Euren Büchern steht, gäbe es das nicht! Der Großherzog selbst hat ja gestern einen Drachen besiegt! Fragt ihn doch, wenn Ihr es nicht glauben wollt! Ein riesiges Tier, groß wie ein Berg und Feuer speiend wie ein Vulkan ...«

»Ein guter Vorschlag, meine Liebe, den Großherzog selbst zu fragen. Das werde ich sofort tun.« Der Professor freut sich, auf diese Weise schnell die geschwätzige Dame loszuwerden. Als er ins Schloss kommt, findet er den Großherzog im Gespräch mit seiner Tochter und erzählt lachend, was er gehört hat.

Auch der Großherzog muss lachen. »Ganz ehrlich, Professor, ich kann mir nicht erklären, wie es zu dieser Geschichte kam. Aber es schmeichelt mir immerhin, dass die Leute mir eine solche Heldentat zutrauen. Ääh ... müssen wir sie eigentlich über die Wahrheit aufklären?«

»Aber, lieber Herr Vater!«, mahnt die Prinzessin.

»Schon gut, mein Kind. Es war nur mal so ein Gedanke. Hm. Wirklich – das einzige Tier, mit dem ich in den letzten Tagen in Berührung kam, war die kleine Eidechse, die ich gestern aus Versehen totgetreten habe.«

Da lacht der Professor. »Na, das süße Tierchen kann ja wohl nicht gemeint sein!« Dann hört er aber auf zu lachen und murmelt: »Oder vielleicht doch?«

»Sagt mal, Professor«, fragt die Prinzessin, »gibt es wirklich keine Drachen? Ganz bestimmt nicht?«

Pfiffikus wiegt den Kopf. »Doch, Prinzessin. Einen Drachen gibt es. Der wächst sehr schnell zu ungeahnter Größe und ist äußerst gefährlich. Und wenn man ihm einen Kopf abschlägt, wachsen dafür gleich zwei neue. Dieser Drache heißt ›Gerücht‹.«

————— *Wie der kleine Großherzog sein
Schiff zweimal bezahlen musste* —————

Diese traurige und doch fröhliche Geschichte sagt etwas über Gottes Eigentumsrecht an dir und mir. Gott hat zweimal für uns bezahlt. Einmal, indem er uns geschaffen hat. Trotzdem wollen die Menschen ihn nicht als ihren Herrn anerkennen. Da hat er noch ein zweites Mal für uns bezahlt – indem er seinen Sohn Jesus für uns hat sterben lassen.

»Ist es nicht herrlich, mein neues Schiff?«

Der kleine Großherzog ist eben von Bord gekommen. Jetzt steht er noch eine Weile auf der Kai-mauer, ehe er in die wartende Kutsche steigt, und lässt seinen Blick über das neue Schiff gleiten. Dieser stolze Bug mit der geschnitzten Figur! Diese hohen Aufbauten am Heck mit vielen kleinen Fensterchen und einer Fülle von Verzierungen! Diese fast bis zu den Wolken ragenden Masten und das Gewirr von Tauen und Stangen!

»Wirklich großartig, Hoheit!«, bestätigt Professor Pfiffikus, der Zweite Minister. »Ein Prachtstück!«

»Ich kann mich gar nicht von dem Anblick losreißen.«

»Verständlich, Hoheit. Ihr habt ja auch selbst mit Hand angelegt, habt die Innenausstattung entworfen und den Fortgang der Arbeiten kontrolliert, habt einiges sogar selbst gearbeitet ...«

»Gearbeitet?«, unterbricht der Großherzog seinen

Geheimrat und Minister. »Das war doch kein Arbeiten! Das war Vergnügen, meine liebste Freizeitbeschäftigung! Arbeit ist das, was Mühe macht, wie zum Beispiel das Regieren. Aber dies hier war Liebhaberei. Ich verate Euch, Professor, ich habe an keiner Sache solchen Spaß gehabt, seit ich vor vielen, vielen Jahren kleine Boote aus Kiefernborke schnitzte und auf dem Schlossteich schwimmen ließ.«

»Ich habe durchaus bemerkt, dass es Hoheit Freude bereitete.«

»Ich kann es kaum erwarten, damit in See zu stehen.«

»Geduld, Hoheit! Nächste Woche, wenn das Wetter günstig ist, kann die Jungfernfahrt stattfinden. Dann ist alles fertig. Darf ich Hoheit aber nun daran erinnern, dass noch einige Unterschriften zu leisten sind und dass wir noch ...«

»Ihr habt recht, Professor. Leider! Also – steigen wir ein!«

So ist das eben – ein Großherzog kann auch nicht immer nur tun, was ihm Spaß macht. Aber warum soll es Großherzögen anders ergehen als anderen Menschen? Bis in den späten Abend hinein muss er also mit seinen Ministern über Papieren gebeugt sitzen, bis ihm vom gebeugten Sitzen der Rücken und vom Denken der Kopf wehtun.

Aber dann, als die Nacht hereinbricht und er im Bett liegt, wandern seine Gedanken wieder zum Hafen hinunter. Er malt sich aus, wie schön es wird, wenn er zum ersten Mal das schwankende Deck betritt und hinaus-

segelt auf das offene Meer. Hoffentlich hat sich das Wetter bis dahin beruhigt; im Moment stürmt es sehr.

Vor lauter Vorfreude kann der kleine Großherzog nicht einschlafen. Er steht auf, zieht seinen seidenen Morgenrock über das Nachthemd und geht in den Thronsaal, wo er mehr Platz hat, unruhig auf und ab zu schreiten, ohne in der Dunkelheit überall anzustoßen.

Da öffnet sich die Tür, und die Prinzessin kommt herein. »Kannst du auch nicht schlafen, lieber Herr Vater?«

»Nein, mein Töchterlein. Ich bin so aufgeregt, weil ich nächste Woche mit meinem neuen Schiff fahren will. Aber warum schläfst du nicht?«

»Weil es so stürmt. Der Wind rüttelt an den Fensterscheiben, pfeift durch die Ritzen, heult um die Erker und Türme des Schlosses und rauscht durch die Bäume im Park. Es ist richtig unheimlich.«

»Musst keine Angst haben, mein Kind. Der Sturm tut dir doch nichts!«

Aber – wie um den Großherzog Lügen zu strafen – in diesem Augenblick poltert ein Ziegel, den der Wind losgerissen hat, über das Dach und zerschmettert unten auf dem Hof.

»Hm«, meint der kleine Großherzog, »der Sturm scheint nicht so harmlos zu sein, wie ich dachte. Ich habe ihn nur nicht beachtet, weil ich mit meinen Gedanken in der neuen Kajüte war. Ich muss sie dir unbedingt zeigen, mein Kind. Wir haben ...«

»Horch mal!«

»Was ist?«

»Ich glaube, du wirst gerufen.«

Jetzt hört der Großherzog es auch: Jemand ruft ihn. Da kommt auch schon der kleine, dicke Wachsoldat Erich hereingestürmt. »Ach, hier seid Ihr! Ich fand Euch nicht in Eurem Schlafgemach, Hoheit!«

»Was platzt du mitten in der Nacht hier herein! Solltest du nicht Wache halten bei meinem neuen Schiff?«

»Ja. Verzeihung, Hoheit! Der Sturm! Losgerissen, fortgetrieben ...«

»Was ist losgerissen?«

»Das Meer! Nein, der Sturm! Nein, also das Schiff hat auf einmal – es ist schrecklich!«

»Nun mal ganz ruhig, lieber Wachtmeister! Und schön von vorne anfangen!«

»Zu Befehl. Also, ich sollte ja auf der Kaimauer Wache stehen, dass niemand an Bord geht und das goldene Geschirr klaut oder was kaputt macht oder so. Es war auch niemand da ...«

»Zur Sache, Mann! Was ist passiert?«

»Zu Befehl, Hoheit. Das Meer schäumte und schlug mit riesigen Wellen ans Ufer, das Schiff schaukelte furchtbar, und da – ratsch, weg war es!«

»Was war weggeratscht ... äh ... ich meine ...«

»Das Seil, Hoheit. Beziehungsweise das Schiff. Also das Seil – oder die Seeleute nennen es wohl Tau –, also das war durchgerissen, und das Schiff wurde vom Sturm aufs Meer hinausgetrieben.«

»Was? Und das sagst du jetzt erst? Das ist ja furchtbar! Entsetzlich! Mein Schiff! Mein schönes, neues

Schiff! Es muss sofort zurückgeholt werden, ehe es im Sturm untergeht!«

»Mit Verlaub, Hoheit – das Meer ist zu aufgewühlt. Niemand kann jetzt mit einem Boot hinausfahren. Außerdem ist es dunkel. Man könnte das Schiff gar nicht finden.«

»Aber ich kann doch nicht bis morgen warten! Rufe gleich alle meine Minister zu mir! Wir müssen etwas unternehmen! Mein Schiff! Oh, wie schrecklich!«

Während der dicke Erich hinausrennt, fasst die Prinzessin ihren Vater liebevoll am Arm. »Tröste dich, ich bin ja noch da!«

Das beruhigt den kleinen Großherzog zwar ein bisschen, aber wirklich nur ein bisschen. Bald kommen seine beiden Minister, später werden noch einige erfahrene Seeleute aus der Stadt geholt und zurate gezogen; es wird gegrübelt und geredet, beraten und beschworen – aber alles ändert nichts daran, dass das kostbare Schiff zunächst mal weg ist und man im Moment nichts tun kann, um es wiederzubekommen. Noch in der Nacht werden die Seeleute für zwei Kriegsschiffe geweckt. Sie sollen ihre Schiffe bereit machen, um beim ersten Tageslicht zu einer Suchfahrt auszulaufen.

Als die Sonne aufgeht, steht der kleine Großherzog allein am Fenster und wartet auf Nachricht. Am liebsten würde er zwar am Hafen warten, aber seine Minister haben ihm geraten, lieber hierzubleiben. Es mache einen schlechten Eindruck bei der Bevölkerung, meinten sie, wenn er nervös, händeringend und vielleicht

noch mit Tränen in den Augen am Hafenbecken auf und ab gehe.

Seine Geduld wird auf eine harte Probe gestellt, die er nur übersteht, weil seine Tochter ihm Gesellschaft leistet.

Endlich – der Tag ist schon einige Stunden alt – kommt eine Kutsche vorgefahren. Die beiden Minister des Großherzogs und ein Kapitän steigen aus und kommen die Treppe heraufgestürmt.

»Was gibt's Neues?«, empfängt sie der kleine Großherzog. »Das ist nett von Euch, Kapitän, dass Ihr mir mit Eurem Rat helfen wollt!«

»Hier liegt wohl ein Missverständnis vor, Hoheit.«

Professor Pfiffikus erklärt: »Die Sache ist die, Hoheit: Der Kapitän hat sich in einer Barkasse in den Hafen rudern lassen. Wir haben ihn gefragt, wieso er nicht mit seinem großen Schiff käme, ob es untergegangen sei in dem Sturm. Aber er hat nichts gesagt; er wollte nur mit Hoheit sprechen.«

»Mit mir? Sicher, um mir zu helfen, nicht wahr? Ihr habt doch von meinem Unglück gehört, nehme ich an?«

Der Kapitän grinst so seltsam. »Gehört nicht, aber gesehen«, sagt er. »Also, die Sache war so: Ich kam heute Morgen, es war noch fast dunkel, mit einer Ladung Mampfa-Mampfa-Nüsse von den Pyjama-Inseln. Auf einmal sah ich ein Schiff ohne Besatzung und ohne Segel da herumschippeln. ›Nanu‹, dachte ich, ›ist das nicht das neue Schiff, das der Großherzog hat bauen lassen ...‹«

»Vieles hab ich sogar selbst gebaut!«, sagt stolz der Großherzog.

»Und tatsächlich! Es war's! Ich hab's ins Schlepptau genommen und vor den Hafen gebracht.«

Der Großherzog sieht dem Kapitän tief in die Augen. »Wie kann ich Euch nur danken, Kapitän! Es war sehr freundlich von Euch, dass Ihr mein Schiff zurückgebracht habt!«

Aber der Kapitän grinst frech: »Was heißt hier ›Euer Schiff‹, Hoheit? Mit Verlaub, jetzt ist es meins.«

»Wie?«, fragt der Schlossherr.

»Was?«, fragt Baron von Raffini.

»Wessen?«, fragt Professor Pfiffikus.

Der Kapitän breitet die Hände aus. »Das ist doch klar – meins.«

»Warum?«, fragt der kleine Großherzog.

»Weshalb?«, fragt sein Erster Minister.

»Wieso?«, fragt der Zweite Minister.

»Nun«, antwortet der Kapitän, »wer ein sogenanntes ›Geisterschiff‹ findet, ein Schiff ohne Besatzung, der darf es behalten. Das steht so in alten Gesetzen.«

Eine Weile dauert es, bis die drei Herren begriffen haben, was für eine Unverschämtheit dieser Mann da gerade ausgesprochen hat.

Schließlich kann der bleich gewordene Großherzog nur stottern: »Aber das ... das ...«

Professor Pfiffikus kommt ihm zu Hilfe: »Das gilt fürs offene Meer. Aber das Schiff war doch sicher noch dicht vor der Küste!«

»Wenn der Professor wünscht«, meint der See-

mann, »können wir es auch als Strandgut ansehen. Aber Strandgut gehört auch dem, der es findet. Das ist seit vielen Generationen Gesetz. Schon mein Großvater hat ...«

Baron von Raffini ereifert sich: »Kapitän, diese Unverschämtheit lassen wir uns nicht gefallen! Wir werden das Schiff wieder in Besitz nehmen ...«

»So etwas habe ich gehaut, Baron«, lächelt der Kapitän, »deshalb habe ich mich mit der Barkasse herbringen lassen. Mein Steuermann hat Anweisung, sich schnellstens mit meinen zwei Schiffen zu entfernen, wenn jemand anders als ich auf ihn zukommt.«

»Unverschämtheit!«, schimpft Raffini. »Das ist ja Piraterie!«

»O nein, das ist allgemein anerkanntes Seerecht.«

Professor Pfiffikus will es mit vernünftigem Reden versuchen. »Aber, Herr Kapitän! Ihr könnt doch nicht dem verehrten Großherzog sein Schiff wegnehmen! Wo Ihr doch selber zugegeben habt, dass es seins ist!«

»Was heißt hier ›wegnehmen‹? Er hatte es ja gar nicht mehr.«

Die drei vornehmen Herren stöhnen auf – teils aus Wut, teils aus Verzweiflung.

Schließlich murmelt der Professor: »Ja, Hoheit, so betrachtet ...«

»... hat er wahrscheinlich recht«, ergänzt der Baron, »es gehört ihm.«

»Mein Schiff! Mein schönes Schiff!«, jammert der kleine Großherzog.

Nun wird das Grinsen des Kapitäns noch breiter.

»Tröstet Euch, Hoheit, ich will es ja gar nicht behalten. Ich biete es Euch zum Kauf an.«

»Was? Ich soll mein eigenes Schiff kaufen?«

»Mein Schiff, mit Verlaub.«

»Ich soll zweimal dafür bezahlen?«

»Ihr müsst ja nicht, Hoheit. Ich kann es auch in anderen Ländern anbieten.«

»Nein, nein, ich muss mein Schiff wiederhaben.«

Der Erste Minister wagt zu fragen: »Könnt Ihr nicht darauf verzichten, Hoheit? Unsere Staatskasse ist leer!«

»Kommt überhaupt nicht infrage! Mein geliebtes, neues Schiff! Ich muss es wiederhaben, auch wenn ich ein zweites Mal dafür bezahlen muss!«

»Aber Hoheit ...«, murmelt der Professor. Laut zu sprechen traut er sich nicht.

»Wovon sollen wir es denn bezahlen?«, fragt ebenso behutsam der Baron.

»Ich bin nicht kleinlich«, grinst der Kapitän, »ich nehme auch Schuldscheine. Die könnt Ihr dann im nächsten Jahr einlösen.«

Da geben die beiden Minister ihren Widerstand auf, und Raffini greift zu Papier und Feder. Er guckt dabei ganz verbissen und wütend, der Professor verdreht verzweifelt die Augen, der Kapitän grinst noch mehr, und das Gesicht des kleinen Großherzogs beginnt sich langsam aufzuhellen.

————— *Wie der kleine Großherzog
mit einem Tiger kämpfte* —————

Das Böse scheint uns anfangs harmlos. Aber wenn wir zulassen, dass es sich entwickelt, wird es gefährlich – ja, tödlich. Da brauchen wir einen, der für uns den Kampf aufnimmt, und der für uns siegt: Jesus.

Vor dem großherzoglichen Schloss entsteht ein ziemliches Getümmel.

»Was ist denn das für ein Lärm da draußen?«, stöhnt der kleine Großherzog. »Ich kann mich ja gar nicht auf meine Diplomatenpost konzentrieren!«

Baron von Raffini, der Erste Minister, öffnet das Fenster und brüllt hinunter: »Ruhe! Was untersteht ihr euch, so einen Krach zu machen! Der Großherzog kann sich ja gar nicht auf seine Diplomatenpost konzentrieren!«

Ein lautes Geschrei antwortet ihm.

»Ruhe!«, brüllt der Minister. »Wenn ihr wollt, dass ich etwas verstehe, dürft ihr nicht alle durcheinanderreden!«

»Wir wollen den Großherzog sprechen!«, wird da geschrien. Aber Baron von Raffini schüttelt den Kopf. »Kommt am Donnerstag wieder; da hat der Großherzog seinen Sprechtag.«

Wieder gibt es wütendes Geschrei und klägliches Gejammer.

Schließlich tritt der kleine Großherzog selbst ans Fenster. Kaum sehen ihn die Leute, rufen sie auch schon alle durcheinander.

»Seid doch mal still!«, versucht der Großherzog, sie zur Vernunft zu bringen, aber es dauert noch eine ganze Weile, bis Ruhe eingekehrt ist.

Der Großherzog zeigt auf einen Mann in einem langen Umhang, der weiter vorn steht. »Du da! Sprich du zuerst!«

Der ruft hinauf: »Hoheit, es geht um den Tiger. Er hat wieder eins meiner Schafe gerissen. Ich weiß nicht mehr, was ich machen soll.«

»Du musst deine Herde eben gut bewachen.«

»Das hab ich doch! Aber ich kann doch nicht die ganze Nacht und den ganzen Tag aufbleiben. Außerdem – was mache ich denn, wenn der Tiger mich angreift?«

Baron von Raffini sagt leise zu seinem Herrscher: »Es ist dies schon das einunddreißigste Schaf, Hoheit, und neun Kälber hat die Bestie gefressen.«

»Das ist ja schrecklich!«

»Ja, Hoheit, die Leute werden arm dabei. Und es ist nur eine Frage der Zeit, wann der große Tiger den ersten Menschen anfällt. Spätestens dann, wenn die Leute ihre Herden im Stall lassen und die Raubkatze nichts mehr zu fressen findet.«

Während dieses Gesprächs zwischen dem kleinen Großherzog und seinem Ersten Minister ist es unten auf dem Schlosshof wieder lauter geworden. Sie brüllen alle durcheinander, sodass man nichts verstehen kann. Nur

einzelne Wörter und Satzketten werden hörbar: »Soldaten schicken«, »Entschädigung«, »Steuernachlass«, »unsere armen Kinder« usw.

Der kleine Großherzog hebt die Hand, und nach zwei Minuten kehrt wieder Ruhe ein. »Geht nach Hause!«, sagt er. »Ich kenne jetzt das Problem. Ihr braucht also nicht weiter hier herumzustehen. Wir bilden einen Krisenstab.«

Er schließt das Fenster, und tatsächlich wird es langsam ruhiger draußen.

Baron von Raffini sagt: »Ich habe mich mal über die Tigerjagd informiert, Hoheit. Es hat keinen Zweck, viele Soldaten in den Wald zu schicken. Dann versteckt sich das Raubtier nur, wir finden es nicht, und alles war umsonst. Es geht nur so, dass ein einzelner Jäger sich auf die Lauer legt.«

»Hm«, brummt der kleine Großherzog. »Eine undankbare Aufgabe!«

»Das kann man wohl sagen, Hoheit!«

In diesem Moment kommt der Zweite Minister des Großherzogs in den Thronsaal gestürzt, der weise Professor Pfiffikus. Er hat einen ganzen Stapel dicker Bücher auf dem Arm. »Hoheit«, sagt er aufgeregt, »ich habe in den alten Büchern nachgelesen. Und wisst Ihr, was ich Erstaunliches festgestellt habe? Tiger hat es auf der Insel Sabataba nie gegeben!«

»Was? Nie? Aber wo kommt diese Bestie denn her?«, fragt verwirrt der kleine Großherzog.

Pfiffikus legt die Bücher auf einem zierlichen Tischchen mit geschwungenen Beinen ab. Es staubt. »Eine

gute Frage, Hoheit. Ich kann mir nur eine Erklärung denken: Ein Feind war es!«

»Ein Feind?«

»Ja. Irgendjemand, der uns schaden will, muss den Tiger mit einem Schiff hergebracht und ausgesetzt haben.«

Der kleine Großherzog wird so wütend, wie man es ihm gar nicht zugetraut hatte. »Das ist sicher der Marquis de Visage gewesen! Dieser üble, gemeine, hinterhältige, niederträchtige ...«

»Nun, Hoheit«, versucht der Professor, ihn zu beruhigen, »wir wollen doch nicht aufs Geratewohl jemanden verdächtigen. Es gibt ja keinerlei Beweis.«

»Ihr habt recht, Professor. Aber egal, wer es war – wenn ich den erwische, soll er es büßen! Schreiber!«

»Stets zu Diensten«, sagt das dünne Männchen mit der langen Feder und kommt mit vielen Verbeugungen näher.

»Schreibe und lass überall bekannt machen: ›Ich, der Großherzog von Sabataba, tue allen Untertanen folgendes Gesetz kund und zu wissen, dass derjenige, welcher den Tiger auf der Insel Sabataba ausgesetzt hat, selbst in den Wald ziehen und ihn töten muss.««

»... und ihn töten muss«, schreibt der Schreiber und murmelt dabei leise vor sich hin.

»Gut, Hoheit«, freut sich Baron von Raffini, »hoffentlich finden wir bald heraus, wer es war!«

Professor Pfiffikus wagt einzuwenden: »Verzeiht, Hoheit, aber wenn es nun ein Spion von der Nachbar-

insel war, dann stört das Gesetz unsere Entspannungsbemühungen.«

»Das ist mir egal!«, schimpft der Großherzog. »Schreiber, setze hinzu: Dieses Gesetz gilt ausnahmslos für jeden und darf nicht geändert und nicht widerrufen werden.«

»... widerrufen werden. Punkt.«

Der kleine Großherzog greift nach dem Papier, malt seine Unterschrift darunter und gibt es zurück. »So, und nun lass das Gesetz überall aushängen!«

Der Schreiber geht. Professor Pfiffikus folgt ihm und sagt noch in der Tür: »Ich werde dann, mit Verlaub, die Untersuchungen einleiten.«

»Tut das, Professor!«

Auf der großen Marmortreppe wäre Professor Pfiffikus fast mit der Prinzessin zusammengestoßen, weil er so in Gedanken versunken ist. Er entschuldigt sich, grüßt und hastet weiter. Die Prinzessin aber geht in den Thronsaal.

»Darf ich stören, lieber Herr Vater?«

»Ach – mein Töchterlein! Du störst nie, meine Liebe!«

»Sag mal, Herr Vater, warum rennen denn alle so? Erst war so ein Lärm draußen, und jetzt ist es so schrecklich unruhig im Schloss.«

Baron von Raffini mischt sich ein: »Erlaubt, Prinzessin, dass ich erkläre: Ein furchtbarer Tiger reißt unseren Hirten die Schafe und Ziegen. Alle haben Angst. Das ist ja auch verständlich, denn es kann durchaus sein, dass die Bestie auch bald Menschen anfällt.«

»Und das Schlimmste ist«, ergänzt der Großherzog, »ein Feind muss den Tiger bei uns ausgesetzt haben. Pfiffikus sagt, es hätte auf Sabataba nie Tiger gegeben.«

Die Prinzessin schüttelt den Kopf. »Das stimmt nicht ganz, lieber Herr Vater«, sagt sie. »Erinnerst du dich nicht? Als der Fürst Rumpel von Rumpelstein uns einen Staatsbesuch machte – vor Jahren schon –, hat er mir als Geschenk ein Tigerbaby mitgebracht. Ganz klein nur, aber Tiger ist Tiger. Er machte noch etwas tollpatschige Bewegungen und war so süß.«

»Ja«, überlegt der kleine Großherzog, »jetzt fällt mir's wieder ein.«

Raffini fragt: »Und wo ist der Tiger jetzt, Prinzessin?«

Die antwortet unbefangen: »Ich hab ihn damals freigelassen. Er tat mir so leid, dass er immer im Käfig leben sollte.«

»Was?«, ruft der Minister.

»Was?«, ruft einige Sekunden später, als auch er das Verhängnis begriffen hat, der Großherzog.

Niemand sagt mehr etwas. Entsetzen breitet sich aus wie der Frost im Winter.

»Aber ... aber ...«, bringt schließlich stotternd die Prinzessin heraus, »Väterchen, glaubst du etwa, mein Tiger wäre das?«

Eisig sagt der Erste Minister: »Mit Sicherheit, Hoheit!«

Der kleine Großherzog schlingt die Arme um seine Tochter. »Mein liebes Kind! Ich habe gerade ein Gesetz

erlassen; wer den Tiger ausgesetzt hat, muss selbst in den Wald gehen und ihn jagen.«

»Aber ... aber ...«, schluchzt das Mädchen, »das wäre ja ich!«

»Ja, du! Oh, mein Kind!«

Die Tränen kullern der Prinzessin über die bleich gewordenen Wangen. »Aber ... lieber Herr Vater, ich bin nur ein schwaches Mädchen. Der Tiger würde mich in Stücke reißen!«

»Nein!«, sagt der Großherzog und tritt mit dem Fuß auf. Er lässt seine Tochter aus der Umarmung und schaut trotzig seinen Minister an. »Nein, das lasse ich nicht zu!«

»Ihr müsst, Hoheit!«, sagt der. »Wenn Ihr Eure eigenen Gesetze missachtet, könnt Ihr nicht erwarten, dass die Bürger sie einhalten.«

»Sie war damals noch so klein und wusste nicht, was sie tat.«

»Gesetz ist Gesetz, Hoheit! Im Interesse der Gerechtigkeit muss nun die Prinzessin in den Wald und mit dem Tiger kämpfen!«

Der Großherzog stöhnt laut auf: »Gerechtigkeit! Gerechtigkeit! Aber wo bleibt die Liebe?«

»Eins geht nur«, sagt der Minister, »Gerechtigkeit oder Liebe. Urteilt selbst, was wichtiger ist!«

»Nein!« Der kleine Großherzog schlingt die Arme wieder um sein Kind und drückt es fest an sich. Jetzt schimmern auch in seinen Augen Tränen.

»Verzeihung«, kommt es ganz leise von der Eingangstür. Aber alle sind so erregt, dass sie es nicht beachten.

Emil steht da – der lange, dünne Wachsoldat. Er hat vor der Tür gestanden, wie es sich für eine Wache gehört. Als er aber das Stöhnen und die entsetzten Rufe hörte, hat er die Tür geöffnet, um zu sehen, ob er zu Hilfe eilen muss. Da hat er mitbekommen, was besprochen wurde.

»Verzeihung«, sagt er noch einmal, und nun erst sehen die hohen Herrschaften zu ihm hin. »Hoheit, dürfte ich das statt der Prinzessin tun? Für sie nehme ich gern den Kampf mit dem Tiger auf.«

»Das ist sehr freundlich von dir ...«

Aber Raffini unterbricht gleich: »Nein, das lässt das Gesetz nicht zu. Jeder im Land würde denken, der Großherzog hätte es dir befohlen.«

Eine Weile herrscht Schweigen im Thronsaal.

»Aber ich!«, sagt auf einmal der kleine Großherzog. »Wache, du hast mich auf eine gute Idee gebracht! Ich kann doch für meine Tochter kämpfen! Ich bin schließlich der Vater.«

»Nun«, sagt Raffini und wiegt den Kopf, »das wäre unter Umständen möglich. Aber Hoheit, Ihr seid kein Jäger und würdet genauso umkommen wie Eure Tochter.«

»Das ist mir gleich! Ich werde es aber wenigstens versuchen! Wache, gib mir deinen Speiß! Ich muss üben! Und besorge mir einen Bogen und Pfeile! Und Raffini – sagt alle Termine für die nächsten Tage ab. Wenn mich jemand suchen sollte – ich bin im Park.« Schon eilt er aus dem Saal.

Als der kleine Großherzog noch ein Kind war, hat er zum letzten Mal mit einem Bogen geschossen. Emil und Erich, die beiden Wachsoldaten, müssen ihm erst erklären, wie er ihn halten muss. Den ganzen Tag übt der Großherzog, schießt an Zielscheiben vorbei, rammt einen Spieß in dicke Eichen, dass er ihn kaum wieder herauskriegt, und fuchtelte mit einem langen Dolch herum, bis er am Abend todmüde ist.

Am Mittag des folgenden Tages sehen wir den ganzen Hofstaat am Waldrand stehen. Alle schauen gebannt auf das Buschwerk und versuchen, aus den vielerlei Geräuschen des Waldes zu schließen, was da drin vorgeht. Die Prinzessin weint, Professor Pfiffikus zittert, und selbst dem Baron von Raffini ist nicht ganz wohl in seiner Haut. Die Wache geht unruhig auf und ab, und in einiger Entfernung haben sich viele Leute versammelt, um zu sehen, was hier geschieht.

Plötzlich ist ein markerschütterndes Gebrüll zu hören. Dann ist wieder alles still. Die Nervosität der Wartenden wird noch schlimmer.

Da – auf einmal teilt sich das Gebüsch. Man sieht etwas Gelb-schwarz-Gestreiftes. Einige schreien auf und wenden sich zur Flucht.

Aber das ist nicht nötig. Der kleine Großherzog tritt heraus und wirft den toten Tiger von der Schulter. Er musste sich ziemlich abschleppen mit dem großen Tier. Erschöpft sinkt er nieder. Alle rennen hin. Als sie näher kommen, sehen sie, dass der Großherzog aus verschiedenen Wunden blutet.

Die Prinzessin umarmt ihn. »Mein lieber Vater!«

»Da bin ich wieder«, keucht der kleine Großherzog,
»erschöpft, verletzt, aber lebendig.«

Pfiffikus ruft: »Hoheit haben es geschafft! Ich gratuliere! Leute! Bringt sauberes Wasser, Heilkräuter und Verbände!«

Raffini steht nur staunend daneben und stammelt:
»Tatsächlich! Er hat es geschafft, beides zu sein: gerecht und doch voller Liebe.«

Eckart zur Nieden

Der kleine Großherzog

CLV



HÖRBUCH

MP3-CD

Laufzeit 178 Min.

ISBN 978-3-86699-933-6

Alle Bewohner des kleinen Landes Sabataba mögen den kleinen Großherzog. »Ihre Hoheit« oder »Eure Durchlaucht« muss man sagen, wenn man mit ihm redet. Aber trotzdem ist er ein lieber Kerl, der oft sogar Hilfe braucht. Zum Glück hat er seine Tochter, die gutmütige Prinzessin, und seinen klugen Minister Professor Pfiffikus. Gemeinsam erleben sie erstaunliche Geschichten, die nicht nur Kindern Spaß machen und viel Stoff zum Nachdenken bieten.

Jennifer Rees

Tante Olgas Windmühle

CLV



80 Seiten, Taschenbuch
ISBN 978-3-89397-557-0

Karen und David verbringen ihre Ferien in der Windmühle ihrer Tante Olga. Sie trägt immer einen großen hellblauen Hut, fährt einen alten klapprigen Wagen und sorgt dafür, dass die Ferien nicht langweilig verlaufen. Neben allen Abenteuern, welche die Kinder mit ihrer Tante erleben, lernen sie etwas Wichtiges: Gott liebt mich, ich kann eine enge Beziehung zu ihm haben und jederzeit zu ihm beten. Gott erhört meine Gebete, doch manchmal sagt er: »Warte noch ein wenig!« oder auch: »Nein!«

Für Jungen und Mädchen im ersten Lesealter
(5 bis 8 Jahre).

Dieses Buch gibt es auch als Hörbuch:
1 Audio-CD, Laufzeit 58 Min.,
ISBN 978-3-86699-910-7





128 Seiten, Taschenbuch
ISBN 978-3-89397-486-3

Roby, das Zirkuskind, erlebt aufregende Wochen, als ihr Vater ins Krankenhaus muss und Nico, der brutale Trapezkünstler, ihr das Leben schwer macht. Wo ist der »Schirm des Höchsten« jetzt, von dem in einem Bibelvers die Rede ist? Doch dann erfährt Roby, dass Gott tatsächlich da ist und sie trotz allem nicht im Stich lässt.

Für Jungen und Mädchen ab 9 Jahren.

Dieses Buch gibt es auch als Hörbuch:
2 Audio-CDs, Laufzeit 152 Min.,
ISBN 978-3-86699-911-4



Das CLV-Lesebuch

CLV

Das Gesamtverzeichnis
aller CLV-Produkte –
komplett vierfarbig,
viele Leseproben.

Bibeln · Kommentare & biblische Lehre
Nachfolge & Jüngerschaft · Evangelistische Bücher
Biografien & Erzählungen · Sachbücher & Zeitkritisches
Kinder- & Jugendbücher
Andachtsbücher · Bildbände
CDs, DVDs und Bibelsoftware · fremdsprachige Bücher

BÜCHER, DIE WEITERHELFFEN

Dieses Buch erhalten Sie in Ihrer Buchhandlung
oder bei CLV · Postfach 11 01 35 · 33661 Bielefeld